

medien & zeit

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

**Thema:
80 Jahre Radio**

**Triales Rundfunksystem und
die Geschichte der Freien
Radios in Österreich**

**Die Geburt der Nation aus
dem Unterseekabel**

**Erich Kunsti – Wegbereiter
„lebendiger“
Radioberichterstattung**

Alfred Treiber im Gespräch

**Das Kurzwellen-Radio
in Österreich**

Versunkene Radiowelt

„Graue Radiotheorie“

**Rundfunkgeschichte als
interdisziplinäres Anliegen**

3/2004

Jahrgang 19

medien & zeit

Inhalt

Another Communication is Possible
Triaes Rundfunksystem und die Geschichte der
Freien Radios in Österreich 4
Johanna Dorer

Die Geburt der Nation aus dem
Unterseekabel
Eine Momentaufnahme aus Österreichs
Rundfunkgeschichte 16
Matthias Marschik

Erich Kunsti – Wegbereiter
„lebendiger“ Radioberichterstattung 25
Gisela Säckl

„Je mehr es Banales gibt, desto mehr
sehnen sich die Leute nach etwas
Vernünftigem“
Ö1-Chef Alfred Treiber im Gespräch mit
Iris Hajicsek und Fritz Hausjell 32

Das Kurzwellen-Radio in Österreich
Erinnerungen an ein Kapitel österreichischer
Rundfunkgeschichte 41
Hartmut W. Böse

Versunkene Radiowelt
Kulinarische und andere Empfehlungen für eine
neue Rundfunkgeschichte 49
Wolfgang Duchkowitsch / Verena Wahl

„Graue Radiotheorie“
Frühe Beiträge zur Rundfunkforschung am Insti-
tut für Zeitungswissenschaft der Universität Wien
Gaby Falböck / Bernd Semrad 55

Rundfunkgeschichte als
interdisziplinäres Anliegen
Bericht von der Jahrestagung der DGpuK-Fach-
gruppe Kommunikationsgeschichte (München,
15. bis 17. Januar 2004) 69
Markus Behmer

Rezensionen 71

Impressum

Medieninhaber.

Herausgeber und Verleger:

Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, A-1180 Wien, Postfach 442
http://muz.pub.univie.ac.at
WAP: http://muz.pub.univie.ac.at/wap/

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

Vorstand des AHK:

Univ.-Prof. Dr. Wolfgang Duchkowitsch (Obmann),
a.o. Univ.-Prof. Dr. Fritz Hausjell (Obmann-Stv.),
Mag. Fritz Randl (Geschäftsführer),
Mag. Bernd Semrad (Geschäftsführer-Stv.),
Mag. Claudia Spitznagel (Schriftführerin),
Christian Schwarzenegger (Schriftführer-Stv.),
Mag. Wolfgang Monschein (Kassier),
Marion Linger (Kassier-Stv.)

Redaktion:

Iris Hajicsek, Fritz Hausjell,
Marie-Christine Pippan, Bernd Semrad, Verena Wahl

Lektorat und Layout:

Bernd Semrad

Redaktion Buchbesprechungen:

Gaby Falböck (gabriele.falboeck@univie.ac.at)

Korrespondenten:

Prof. Dr. Hans Bohrmann (Dortmund),
Univ.-Prof. Dr. Hermann Haarmann (Berlin),
Univ.-Prof. Dr. Ed Mc Luskie (Boise, Idaho),
Univ.-Prof. Dr. Arnulf Kutsch (Leipzig),
Dr. Markus Behmer (München),
Prof. Dr. Rudolf Stöber (Bamberg)

Druck:

Buch- und Offsetdruckerei Fischer,
1010 Wien, Dominikanerbastei 10

Erscheinungsweise:

Medien & Zeit erscheint vierteljährlich

Bezugsbedingungen:

Einzelheft (exkl. Versand): € 4,40
Doppelheft (exkl. Versand): € 8,80

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 16,—
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 21,80

StudentInnenjahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): € 11,60
Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): € 17,40

Bestellung an:

Medien & Zeit, A-1180 Wien, Postfach 442
oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ISSN 0259-7446

Editorial

80 Jahre und kein bisschen leise? Auch Jahrzehnte nach dem Eintritt des „neuen Mediums“ Hörfunk in die öffentliche Sphäre gibt es noch keine „histoire generale“ dieses Leitmediums. Über aktuelle Bemühungen der Kommunikationsgeschichte, eine umfassende Geschichte des Rundfunks zu schreiben, berichtet Markus Behmer. „80 Jahre Radio“ war Anlass für die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK), die Jahrestagung in München diesem Thema zu widmen.

Auch für das vorliegende Heft von *medien & zeit* ist dieses Jubiläum Anlass, Beiträge zur historischen Rundfunkforschung zu versammeln. Die Fülle der Aufsätze zeigt, dass die Rundfunkgeschichtsschreibung auch hierzulande mit großem Eifer betrieben wird. Teils als biographische Einzelbetrachtung angelegt, teils auf strukturtheoretischer Ebene, teils als „lebendig“ geschilderte Rückschau auf Entwicklungslinien des Radios, stellen die Inhalte dieses Heftes Wegmarken auf dem steinigen Pfad zu der oft geforderten „Gesamtgeschichte“ des Rundfunks dar. Die Schwierigkeiten eines solchen Unterfangens deuten sich in manchen Beiträgen an: So mangelt es in der Rundfunkgeschichtsschreibung nur allzu oft an ergiebigen Quellen; richtet man etwa den Fokus auf eine rezipientenorientierte Forschung, ist nur zu raten, die geduldige Rolle eines Archäologen auf Spurensuche einzunehmen.

Eröffnet wird das Heft mit einer Betrachtung von Johanna Dorer: Sie untersucht die Geschichte der Freien Radios in Österreich und blickt dabei auf acht Jahrzehnte teilweise erfolgreicher Bemühungen, aber auch gescheiterter Versuche, zurück. Matthias Marschik gelingt es, die Faszination des Radios der 30er Jahre zu vermitteln. Unter größtem technischen Aufwand demonstrierten die Vorläufer der heute selbstverständlichen Live-Übertragungen – im vorliegenden Fall des Fußballspiels England-Österreich 1932 – den Charakter der „Gleichzeitigkeit“ des Mediums Hörfunk eindrucksvoll. Ein erfolgversprechender und bislang kaum beschrittener Weg wird im Beitrag

von Gisela Säckl aufgezeigt: Ausgehend von überblicksartigen bio-bibliographischen Erschließungen von „Wegbereitern der Publizistik“ in Österreich wurden (im Rahmen von Seminaren am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft in Wien) u.a. auch Rundfunkpioniere erforscht. Zumeist waren dies Praktiker, die sich in Monographien und in der Branchenzepublikistik einem theoretisierenden und analytischen Blickwinkel zuwendeten. Siehe etwa den in diesem Heft porträtierten Erich (von) Kunsti, aber auch Rudolf Czeija, dem eine in diesen Wochen im Böhlau-Verlag erscheinende Monographie gewidmet ist. Zwei Praktiker fungierten auch als Zeitzeugen für die Geschichte des Radios in Österreich: Im Gespräch mit Alfred Treiber (Kultur- und Programmchef des ORF-Radios Ö1) werden die Gründe für den Publikumserfolg erörtert, Entwicklungslinien des Senders nachgezeichnet und die Zukunft des Kultur- und Informationssenders skizziert. Persönlich gehaltene Erinnerungen von Hartmut W. Böse runden die (auto-)biographische Dimension des Heftes ab: Im Mittelpunkt steht die im Vorjahr beendete Geschichte des Kurzwellen-Radios in Österreich. Verena Wahl und Wolfgang Duchkowitsch blicken auf die „versunkene Radiowelt“ der 50er Jahre zurück und skizzieren von „kulinarischen Empfehlungen“ ausgehend (mögliche) neue Wege der Rundfunkforschung. Die These, wonach aus „historischen“ Beiträgen zur Rundfunkforschung gelernt werden kann, verfolgten auch Gaby Falböck und Bernd Semrad. Sie untersuchten frühe Beiträge zur Rundfunkforschung und erkennen, dass am Wiener Institut für Zeitungswissenschaft nicht nur die Chance zur Etablierung einer rundfunkwissenschaftlichen Abteilung vergeben wurde, sondern auch, warum das Radio noch lange Jahre nach dem Ende des „Dritten Reiches“ als Propagandaapparat angesehen wurde, oder besser: angehört.

IRIS HAJICSEK
FRITZ HAUSJELL
MARIE-CHRISTINE PIPPAN
BERND SEMRAD
VERENA WAHL

Another Communication is Possible

Triales Rundfunksystem und die Geschichte der Freien Radios in Österreich

Johanna Dorer

1. Einleitung

Im Dezember 2003 fand der erste Teil des UN-Weltgipfels zur Informationsgesellschaft (WSIS) in Genua statt, welchem 2005 der zweite Teil in Tunis folgen wird. Im Rahmen dieses UN-Gipfels wurde unter dem Titel „Shaping Information Societies for Human Needs“ die „Civil Society Declaration to the World Summit on the Information Society“ verabschiedet. Sie fordert auf Basis der Menschenrechte das gleiche Recht für alle Menschen auf freien Zugang zur gesellschaftlichen Information und Kommunikation.

In Abschnitt 2.3.2.2. der Civil Society Declaration heißt es: Community media würden als jene unabhängigen Medien, die im lokalen Raum und in zivilgesellschaftlichen Bewegungen verankert sind, mit ihrem offenen Zugang und ihrem Partizipationsangebot eine wichtige Rolle in heutigen Informations- und Kommunikationsgesellschaften übernehmen. Sie sind jene Medien, die gesellschaftlichen Dialog ermöglichen und sich für sozial schwache und marginalisierte Gesellschaftsgruppen, für kulturelle und sprachliche Vielfalt, sowie für mehr Gleichberechtigung von Frauen einsetzen würden. Zur Unterstützung ihrer Aktivitäten und Infrastruktur sollte deshalb auch ein community media fund eingerichtet werden. Ferner sollten Regierungen auch einen gerechten Anteil an Frequenzen für nichtkommerziellen Rundfunk bereitstellen.¹

AMARC als weltweite Dachorganisation für community radios war maßgeblich an der Formulierung der Civil Society Declaration beteiligt. Ihre Vorstellungen einer gerechteren Kommunikationsgesellschaft, die sich an Partizipation und Empowerment, an kultureller Vielfalt und Geschlechtergerechtigkeit sowie an mehr Gerech-

tigkeit für Arme und Marginalisierte orientiert, bringt sie in ihrem Leitspruch für den UN-Gipfel mit „another communication is possible“ zum Ausdruck.²

2. Geschichte der Piratensender in Österreich

2.1. Erste Phase: Der Arbeiter-radiobund der 20er und 30er Jahre

Die Forderungen nach offenem Zugang und Partizipation in der Rundfunkproduktion reichen historisch weit zurück. Noch heute berufen sich Produzent/innen freier Radios auf Berthold Brechts Radiotheorie aus dem Jahr 1932, wonach Rundfunk nicht lediglich als Distributions-, sondern vor allem als Kommunikationsapparat zu nutzen wäre.³ So fordert Brecht, dass „die zunehmende Konzentration der mechanischen Mittel sowie die zunehmende Spezialisierung in der Ausbildung ... eine Art Aufstand des Hörers, seine Aktivisierung und seine Wiedereinsetzung als Produzent (erfordere).“⁴ Damit existierte seit der Einführung des Radios immer auch die Vorstellung eines partizipativen, den Hörer/innen verpflichteten Informations- und Kommunikationsmediums. Die Bezeichnungen für einen derartigen Rundfunk haben sich verändert: So nannte man in den 1920er Jahren diese Art von Rundfunk Arbeiterradio oder Arbeitersender, in den 1970er Jahren freies Radio oder international community radio. Der Anspruch war damals wie heute ähnlich: Diejenigen, die Radio hören, sollten selbst auch Radiosendungen produzieren und damit den gesellschaftlichen Kommunikationsprozess demokratisieren. Im heutigen Sinn han-

¹ WSIS Civil Society Organisations (2003): Shaping Information Societies for Human Needs. Civil Society Declaration to the World Summit on the Information Society. Genua: Dezember 2003, S.15f.

² AMARC link, (2004), Newsletter of AMARC members,

vol. 5, no. 1, S. 1.

³ Brecht, Berthold (1967): Schriften zur Literatur und Kunst 1. Gesammelte Werke Band 18, Frankfurt/Main: Suhrkamp. S. 129.

⁴ Brecht 1967, S. 125.

delt es sich also um eine zivilgesellschaftliche Vorstellung von Radioproduktion.

In Österreich organisierte der Freie Arbeiter-Radiobund bereits im März 1924 – also vor dem offiziellen Sendestart der Radio Verkehrs AG (RAVAG) Widerstand gegen das Sendemonopol der RAVAG. Der Freie Arbeiter-Radiobund – eine Vereinigung sozialdemokratischer Radiohörer/innen und Amateur/innen – forderte eigene Arbeitersender, um die Standpunkte der Arbeiter/innen adäquat in der Öffentlichkeit zu artikulieren. In der Zeit von 1925 bis 1932 gab es dann auch illegale Arbeitersender, die täglich einige Stunden auf Sendung gingen. Sowohl die sozialdemokratische Partei, die kommunistische Partei als auch der Schutzbund und die Gewerkschaft betrieben in dieser Zeit illegale Arbeiterradios. Eva Brunner-Szabo⁵ hat diese erste Phase des Widerstands gegen das Sendemonopol und die illegale Senderätigkeit aufgearbeitet. Sie hat damit ein Stück Rundfunkgeschichte dokumentiert, das sonst in Vergessenheit geraten wäre.

2.2. Zweite Phase: Piratensender der 70er Jahre

Die zweite Phase illegaler Senderätigkeit begann Ende der 1970er Jahre und stand unter dem Einfluss der freien Radiobewegung anderer europäischer Länder. Gesellschaftspolitischer Hintergrund war die zunehmende Ausdifferenzierung und Etablierung neuer sozialer Bewegungen⁶, Auslöser war die in sämtlichen Ländern Westeuropas stattfindende medienpolitische Diskussion um die „Liberalisierung“ des Rundfunkmarkts. Während in anderen europäischen Ländern diese Zeit der illegalen Senderätigkeit in den 1980er und 1990er Jahren zur Lizenzierung und damit Legalisierung freier Radios führte, dauerte in Österreich diese Phase der Illegalität nur kurz und blieb ohne Konsequenzen; denn von der

Einführung eines dualen bzw. trialen Rundfunksystems war Österreich damals noch weit entfernt.

Der Grazer Piratensender „Ö-Frei“ startete mit einem 15-Minuten-Programm im Dezember 1979 und sendete bis die Post Ende 1980 die Sendeanlage beschlagnahmte. Als Briefkasten und Kontaktstelle diente den Radiobetreiber/innen die Zeitschrift *FALTER*, die Abdrucke der gesendeten Beiträge publizierte. Traditionsbewusst beriefen sich die Ö-Frei-Mitarbeiter/innen in einem Manifest auf die freie Arbeiter-Radiobewegung der 20er und 30er Jahre und forderten freien Zugang zum Äther und eine Programmproduktion durch engagierte mündige Bürger/innen.⁷

2.3. Dritte Phase: Verspäteter Aufbruch der Radiopirat/innen (1987 – 1991)

Zu einer gut dokumentierten dritte Phase illegaler Senderätigkeit kam es erst wieder ab Herbst 1987 in Wien⁸. Medienpolitischer Hintergrund war die nun mit 15-jähriger Verspätung in Gang gekommene Debatte über die Privatisierung des Rundfunksektors. Parallel dazu setzte auch eine Bewegung illegaler Radiotätigkeit ein. Damit begann zu diesem Zeitpunkt in Österreich jener Prozess, der in den übrigen westeuropäischen Ländern bereits so weit fortgeschritten war, dass erste Erfahrungen zum trialen Rundfunksystem vorlagen und Gesetzesanpassungen vorgenommen wurden. Auslöser der neuerlichen Piratentätigkeit in Österreich waren breite Protestbewegungen gegen den Abbau von Sozialleistungen und die Privatisierung der verstaatlichten Industrie.

„Wir senden ungeschminkt, unzensuriert, nicht über die offiziellen Kanäle. Wir nehmen uns das

⁵ Brunner-Szabo, Eva (1989): Medien im Widerstand. Oder: Möglichkeiten eines demokratischen Gebrauchs von Massenmedien. Dissertation, Wien.
Brunner-Szabo, Eva (1995): Die Geschichte der Arbeiter-Radio-Bewegung in Österreich. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S.194-211.

⁶ Stamm, Karl-Heinz (1988): Alternative Öffentlichkeit. Die Erfahrungsproduktion neuer sozialer Bewegungen. Frankfurt: Campus.

⁷ Sedlaczek, Robert (1980): Alternativler Funken gegen das ORF-Monopol. In: Medien Journal, 4.Jg., Heft 1, S.7-9.

⁸ Dorer, Johanna (1991). Norwehr. Österreichs Weg zum dualen Rundfunksystem. In: Medium. Zeitschrift für Hörfunk, Fernsehen, Film, Presse, 21.Jg., Heft.1, S. 18-19.

Dorer, Johanna (1992a). Radioinitiativen abseits des Mainstreams. Eine Geschichte der Norwehr gegen den Kommerz. In: Dorer, Johanna/Marschik, Matthias/Glattau, Robert: Medienverzeichnis 1992/93. Gegenöffentlichkeit und Medieninitiativen in Österreich, Wien: Turia & Kant, S.113-126.

Dorer, Johanna (1992b): Autonome Medien. Medienvielfalt ohne Lobby. In: Medien Journal, 16. Jg., Heft 2, S.82-91.

Recht auf freie Meinungsäußerung“. Mit diesen Worten leitete der Sender „Radio Sozialfriedhof“ im Oktober 1987 seine Berichterstattung zum Sozialabbau ein. Ein Monat später folgte eine dreiteilige Sendereihe von „Radio ÖGB – Österreich geht's blendend“ mit Analysen und Stellungnahmen von Betroffenen zu den Privatisierungsplänen für die verstaatlichte Industrie. Tags darauf meldete sich als Reaktion auf diffamierende Presseberichte und einen gänzlichen Informationsboykott des ORF „Radio Sprint“ mit „Texas in Wien“, einer Sendung über Student/innenproteste und einen unverhältnismäßigen Polizeieinsatz im Audimax der Universität Wien. Unmittelbar nach der ersten Fernsehansprache des umstrittenen Bundespräsidenten Kurt Waldheim wurde im Februar 1988 von „Radio Rücktritt“ mit „Go Kurti, go“ dessen Rücktritt gefordert und auf der Frequenz von Ö3 zur Teilnahme an der Antio-pernball-Kundgebung aufgerufen. Einen Monat später berichtete anlässlich der Ge- und Bedenkefeiern 1988 „Radio Widerstand“ in einer dreiteiligen Serie über die Widerstandsaktivitäten vor dem „Anschluss“ Österreichs an das Deutsche Reich im Jahr 1938. Im März 1988 wurde der erste Sender beschlagnahmt und zwei Aktivisten wurden kurzfristig festgenommen. Der Österreichische Rundfunk (ORF) reagierte zunehmend nervös mit Stimmanalysen und Berufsverböten für verdächtige ORF-Mitarbeiter.

Während dieser gesamten illegalen Sende-phase wurde umfangreiche Pressearbeit geleistet. Die Mainstream-Presse und der *FALTER* wurden mit Informationen und Bildmaterial versorgt, die ausgestrahlten Sendungen wurden in der Zeitschrift *ZUSAMMEN* abgedruckt und die Sendebeiträge vervielfältigt und weitreichend distribuiert. Der Wiener Verein *Plural FM* druckte Broschüren und Zeitschriften und legte ein Archiv mit Zeitungsausschnitten und Sendemitschnitten an.

Im Februar 1989 veranstaltete die FERL (Föderation europäischer freier Radios) eine Roundtable-Veranstaltung, um die Installierung freier Radios

in Österreich in einer breiteren Öffentlichkeit zu diskutieren. Zuvor wurde offiziell bei der Post um Sendeerlaubnis angesucht und anschließend die Veranstaltung live ausgestrahlt. Als Postbeamte in Begleitung der Staatspolizei die Liveübertragung stoppten, meldete sich ein weiterer Sender „Radio Notwehr“ und sendete Stellungnahmen von Konstantin Wecker, Dietmar Schönherr, Friedrich Dürrenmatt u.a. zur Notwendigkeit freier Radios. Einen Monat später startete in Kärnten der Verein AGORA mit „Radio UFO“, dem Vorläufer von „Anderes Radio/Drugacni Radio“, und später umbenannt auf *Radio „AGORA“*, von Italien aus nach Kärnten zu senden. Vorerst täglich, später wöchentlich, wurde in deutscher, slowenischer und italienischer Sprache gesendet.

Die Sendeaktivitäten der dritten Phase gehen auf die „Projektgruppe für Meinungsvielfalt in demokratischen Medien“, zurück, einen losen

Zusammenschluss von Medienkritiker/innen und Journalist/innen, aus welchem im November 1989 der Verein „*Plural FM*“ hervorging. Die äußerst professionell unter der technischen, juristischen und medienpolitischen Anleitung von FERL-Vorstandsmitgliedern agierende Gruppe verfolgte mit einem vielseitigen, strategischen Vorgehen die Legalisierung nichtkommerziellen Hörfunks. Mittels Pressearbeit, illegaler Sendetätigkeit, wiederholter Anträge um Sendelizenzen, Ausarbeitung von Sendeplänen und Frequenznutzungsplänen, Ausarbeitung eines Gesetzesentwurfs für Privatrado, Kontakten zu Politiker/innen und Universitätsmitarbeiter/innen, öffentlicher Veranstaltungen, Lehrveranstaltungen an Universitäten und der Einreichung einer Beschwerde beim Europäischen Gerichtshof sollte eine medienpolitische Diskussion in der Öffentlichkeit und in der Folge eine rundfunkpolitische und legistische Veränderung eingeleitet werden.

So etwa wurden immer wieder Anträge auf Sendelizenz eines nichtkommerziellen Radios bereits ab 1987 bei den zuständigen Behörden eingebracht. Schon im September 1989 reichte AGORA mit Hilfe der FERL eine Beschwerde gegen die Republik Österreich beim Europäischen Gerichtshof ein⁹, der dann mit seiner im November 1993 getroffenen Entscheidung die

Im März 1988 wurde der erste Sender beschlagnahmt und zwei Aktivisten wurden kurzfristig festgenommen.

⁹ Peissl, Helmut (1995): Konkreter Start in rauem Klima: AGORA, In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.):

Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 277-283.

Aufhebung des Sendemonopols des ORF und die Zulassung privater Rundfunkanbieter forderte¹⁰. An den Publizistikinstituten wurden von FERL-Mitarbeitern ab Wintersemester 1990/91 Lehrveranstaltungen abgehalten und Sendepläne für Studentenradios entwickelt¹¹, des Weiteren erarbeitete im Sommer 1991 die FERL gemeinsam mit den Grünen einen Gesetzesentwurf für Privatrado¹², der im November 1991 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde.

An den Aktivitäten von Herbst 1987 bis zum 3. FERL-Kongress 1991 waren maßgeblich Mitglieder der FERL beteiligt. Die FERL verstand sich als eine medienpolitische Organisation, deren Ziel die Durchsetzung eines trialen Rundfunksystems in allen europäischen Ländern ist. Nicht in der Zielsetzung, sondern im strategischen Vorgehen unterschied sich die FERL von der AMARC – der weltweiten Dachorganisation der Community Radios¹³. Während sich die AMARC als Vertretung bereits bestehender nichtkommerzieller Radios versteht, war das Selbstverständnis der FERL, eine Aufbauorganisation überall dort zu sein, wo es nichtkommerzielle Sender noch nicht oder illegal gab. Mit all den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln und Kompetenzen versuchte sie auf politischer, medialer, legistischer und bewusstseinsbildender Ebene, ebenso wie auf der Ebene illegaler Medienpraxen, eine veränderte medienpolitische Radiopraxis im Sinne eines trialen Mediensystems zu initiieren und herzustellen. Dieses mehrgleisige und konsequente Vorgehen, das vor allem auf Öffentlichkeitswirksamkeit setzte, sollte den nötigen politischen Druck auf die verantwortlichen Medienpolitiker/innen eines Landes ausüben.

In diesem Sinne war auch der 3. FERL-Kongress vom 16.-20. Mai 1991 in Wien und St. Primus/Kärnten¹⁴ zu verstehen. Obgleich es bei dieser Tagung primär um die Initiierung und Grundlegung der Aufbauarbeiten für freie Radios in Osteuropa ging, wurde der Kongress in Wien abgehalten. Der Tagungsort sollte einerseits den Nachholbedarf bezüglich einer öffentlichen medienpolitischen Debatte über die Notwendigkeit nichtkommerziellen Hörfunks in Österreich signalisieren und andererseits die Aktivitäten von Plural FM öffentlichkeitswirksam unterstützen.

Initial- und Aufbauarbeit leistete die FERL immer in jenen Ländern, in denen sich gerade eine Veränderung der Rundfunkgesetzgebung abzeichnete. Mit einer 15-jährigen Verspätung zu anderen europäischen Ländern begannen in Österreich erst Mitte der 1980er Jahre die ersten Diskussionen über die Einführung von Privatrado. 1985 wurde ein Stillhalteabkommen zwischen ORF und dem Verband der Zeitungsherausgeber (VÖZ) vereinbart, diesem folgte 1987 das Abkommen „Radio-Pilotprojekt“ und im Herbst 1989 das „Hörfunkversuchsgesetz“, ein Gesetzesentwurf für Privatrados¹⁵. Mit dem letzten „Radio-Print-Abkommen“, das eine Kooperation der Zeitungen mit dem ORF im Privatradiogeschäft vorsah, war nun für die Politik Handlungsbedarf angesagt. Hinter verschlossenen Türen und unter Ausschluss des ÖGB und anderer gesellschaftlicher Kräfte wurde die medienpolitische Debatte geführt, aus der im Frühjahr 1990 der erste Entwurf für ein „Regionalradiogesetz“ von der Regierung vorgestellt wurde. Am 21. November 1991 präsentierten die Grünen ihren Gesetzesentwurf, der eine Dreiteilung der Frequenznutzung sowie einen für nichtkommer-

¹⁰ EGMR Straßburg: Urteil vom 24. November 1993. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.) (1995): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 349-351.

¹¹ Lindenmaier, Christoph (1991): Grobkonzept für ein studentisches Radio. Wien: Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.

¹² Entwurf für ein Privatradiogesetz. In: Danmayr, Andrea/Schrentenwein, Birgit/Steinert, Fiona (Hg.) (1995): Lokalradio. Meinungen, Materialien, Wien: Edition Freies Radio Wien, S. 108-125.

¹³ vgl. dazu: Dorer 1992a, S. 123ff.
Dorer, Johanna/Marschik, Matthias (1990): The Right to Communicate. Über den Weltkongress nichtkommerzieller Radios. In: Medien Journal, 14. Jg, Heft 4, S. 232-233;
Forster, Felix (1995). Internationalisierung und Vernetzung. AMARC – Die Welt Dachorganisation freier, gemeinnütziger Radios. In: Dorer, Johanna/Baratsits,

Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 253-257;

Hahn, Kathi (1995): Nichtkommerzielles Lobbying zwischen Repräsentanz und Effizienz: Die Europäische Föderation Freier Radios FERL. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 258-261.

¹⁴ FERL (1991): 3. Kongress der FERL. Freies Radio! Analysen, Meinungen, Berichte aus Ost- und Westeuropa zu Universitätsradios. Zwischen Staat und Markt. Interkulturelle Kommunikation. Schlussbericht Wien: Universitätsverlag.

¹⁵ vgl. Dorer (1991), sowie: Brugger, Sepp (1995): Medienpolitik und „Radioliberalisierung“ in Österreich. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 41-50.

zielle Sender eingerichteten Radiofonds vorsah, der aus 2% des Umsatzes der Werbeeinnahmen des ORF und der kommerziellen Radios gespeist werden sollte¹⁶.

2.4. Vierte Phase: Kontinuierliche Sendetätigkeit der Piratenradios (1991-1993)

Durch das umfangreiche und mehrgleisige Vorgehen von Plural FM und FERL wurden die notwendigen Bedingungen für nicht-kommerzielles Radio auf Schiene gebracht. Politische, juristische und frequenztechnische Arbeit wurde mit bewusstseinsbildenden Maßnahmen in Kombination mit Piratenfunk und entsprechender PR-Arbeit massiv eingesetzt, sodass sich binnen weniger Jahre eine breite Basis für das medienpolitische Modell eines trialen Rundfunks entwickeln konnte.

Der Beginn einer Phase der kontinuierlichen illegalen Sendetätigkeit erfolgte am 31.3.1991 mit der Veranstaltung eines Pirat/innentag¹⁷. „Radio Boiler“ startete in Wien mit einem 15-minütigen Programm, das rasch durch das Hinzutreten weiterer Produktionsgruppen erweitert wurde. Es folgten der Sender der Technischen Universität Wien „Radio TU“, „Radio Filzlaus – das erste Wiener Warmenradio“, das Stadtteiltradio „Radio Ottakring“, das Frauen- und Lesbenradio „Sisters in Voice“, das Schülerradio „Bastard“, das Unterhaltungsmagazin „Radio Hotzenplotz“ u.v.a.m. Ein Jahr später waren bereits 20 Produktionsgruppen aktiv und im Winter 1992/93 – zur Blütezeit illegalen Sendens – war im Raum Wien ein tägliches Programm mit fixem Sendeschema von 17.00 bis 24.00 Uhr, am Wochenende beginnend ab 14.00 Uhr, zu hören. Die hohen Kosten der Peileinsätze der Wiener Postbehörde (1.400 Überstunden, 6.500 zurückgelegte Kilometer bis Ende 1991) sowie der Einsatz von Hubschraubern zur Funküberwachung führten schließlich zu einer parlamentarischen Anfrage der Grünen.

Trotz der ständigen Funküberwachung und der zunehmenden Beschlagnahme von Sendeanlagen

verbreitete sich vorerst diese Entwicklung auch in den übrigen Bundesländern rasant, allen voran in Oberösterreich, Vorarlberg und Tirol. Ab Sommer 1991 starteten in Vorarlberg die Sender „Radio Free Gsiberg“ (Dornbirn), „Radio Lästig“ (Feldkirch), „Radio Edelweiß“ (Bludenz), „Radio Föhn“ (Bregenz), in Oberösterreich „ORF-Offene Radiofrequenz“ (Linz), „Radio Schtarkschtrum“ (Steyr), „Radio Wurschtinsel“ (Wels), „Radio Understone“ (Gmunden), ab Anfang 1992 in Tirol „Radioator“ (Innsbruck), und in der Steiermark „Radio Z'arg“, u.a. Gesendet wurde meist einmal wöchentlich zu einem fixen Sendetermin. Finanziert wurden die freien Sender über Spenden und eine Pirat/innensteuer, die Kulturveranstalter von Kultur- und Konzertbesucher/innen einhoben. Die meisten illegalen Radios sendeten bis Ende 1993. Bis zu diesem Zeitpunkt waren insgesamt 34 Sendeanlagen von der Postbehörde allein in Wien beschlagnahmt worden, sodass die weitere Finanzierung zu kostenaufwändig geworden war.

Begleitet wurde das illegale Senden durch politische Aktionen und PR-Arbeit. Im Wesentlichen ging es, darum den in der dritten Phase illegalen Sendens begonnenen politischen Druck auf die Gesetzgebung aufrechtzuerhalten. Übernommen hat dies die im Sommer 1991 auf Bundesebene gegründete „Pressure-Group Freies Radio“, später der 1993 gegründete Dachverband „IG Freies Radio“. Seine Aufgabe war Lobbying und die medienpolitische Diskussion zu einem neuen Rundfunkgesetz sowie die Notwendigkeit eines nichtkommerziellen Rundfunks in der Öffentlichkeit präsent zu halten. Auf diese Weise erreichte der Verband gemeinsam mit den Piratensendern, dass es in der Begutachtungsphase des „Regionalradiogesetzes (RRG)“ zu einer großen Anzahl kritischer Stellungnahmen kam. Am 23. November 1993 erklärte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte auf Grund einer Klage von AGORA u.a. das Rundfunkmonopol für gesetzeswidrig. Kurz davor, am 7. Juli 1993, wurde vom Parlament mit den Stimmen der ÖVP-SPÖ-Regierung das „Regionalradiogesetz (RRG)“ verabschiedet¹⁸.

¹⁶ vgl. Fußnote 11.

¹⁷ vgl. ausführlich zur vierten Phase illegaler Sendetätigkeit: Dorer 1992a, S.119ff; sowie: Danmayr, Andrea (1995): Radio ohne Lizenz. PiratInnen und das Freie Radio Wien. Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 284-288.

¹⁸ Bundesgesetz, mit dem Regelungen über regionalen und lokalen Hörfunk erlassen werden, Regionalradiogesetz (RRG), BGBl. Nr. 506, ausgegeben am 30. Juli 1993. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S.331-337.

3. Der lange Weg zum legalen Sendestart (1994-1998)

Mit 1. Jänner 1994 wurden zehn Frequenzen für regionalen Hörfunk ausgeschrieben, die Ausschreibung für Lokalfrequenzen sollte 1995 erfolgen. Als im Frühjahr 1995 die Vergabe der zehn Lizenzen erfolgte, langten umgehend 33 Beschwerden beim Verfassungsgerichtshof ein, die sich v.a. auf die Gesetzeswidrigkeit des Frequenznutzungsplanes bezogen. Unter den Beschwerdeführern waren fast alle freien Radioinitiativen vertreten, die sich um eine Lizenz beworben hatten. Wenig später – im Mai und Juni 1995 – verfügte der Verfassungsgerichtshof eine Prüfung mit aufschiebender Wirkung und im September 1995 die Aufhebung des Frequenznutzungsplans, der dann die Aufhebung der Lizenzbescheide folgte.¹⁹ Ein Sendestart war damit bis zu Novellierung des Regionalradiogesetzes, die bis 1997 dauern sollte, in weite Ferne gerückt. Lediglich in der Steiermark, wo sich der Beschwerdeführer des nichtkommerziellen Radios „Radio Helsinki“ in Graz mit einem kommerziellen Anbieter (Antenne Steiermark) auf ein Fensterprogramm einigen konnte, konnte das erste freie Radio in Österreich im September 1995 auf Sendung gehen.

Für die freien Radioinitiativen und ihren Dachverband war die Zeit zwischen 1994 und 1998 vor allem eine Zeit der politischen, juristischen und organisatorischen Arbeit. Nach dem missglückten Regionalradiogesetz waren Beschwerden an den VfGH zu schreiben, Frequenzpläne und Gesetzestexte, aber auch wieder Lizenzanträge auszuformulieren, Öffentlichkeitsarbeit zu betreiben sowie daneben die Vorbereitungen für den Sendestart zu treffen: dazu gehörten v.a. die Erstellung von Programmplänen, Finanzplänen und Organisationsplänen, sowie die Ausbildung und Professionalisierung in der journalistischen Arbeit, deren Ergebnis via Kassette oder Internet verbreitet wurde.

Am 1. Mai trat schließlich das „Bundesgesetz, mit dem das Regionalradiogesetz geändert wird“²⁰ in

Kraft. Im November 1997 erfolgte die Lizenzvergabe: zehn Regionalradios sowie 43 lokale Anbieter, davon acht freie Radios, erhielten eine Sendelizenz.²¹ Damit hatten von insgesamt 12 freien Radios, die einen Lizenzantrag gestellt hatten, acht freie Radios eine Sendelizenz erhalten. Die beiden mehrsprachigen Minderheitenradios „Radio MORA“ und Radio „AGORA“ bekamen ebenso wie vormals „Radio Helsinki“, nur eine Lizenz mit einem anderen Radioanbieter gemeinsam. Die übrigen Radios erhielten eine Voll-Lizenz. Die acht lizenzierten freien Radios gingen zwischen Sommer 1998 und Frühjahr 1999 auf Sendung.

Im Sinne eines offenen Frequenzentwicklungsverfahrens, das nach Schätzungen mindestens weitere 17 Lokalradios erlaubt²², wurden in weiteren Runden der Frequenzvergabe zuvor nicht zum Zug gekommene freie Radios, aber auch ein neu gegründetes freie Radio berücksichtigt. So erhielten „Freirad“ in Innsbruck, das Schüllerradio „Gymradio“ in Hollabrunn und ein Campusradio „FH-Radio“ in St. Pölten eine Sendelizenz. Die beiden freien Sender „Radiofabrik“ in Salzburg und „Radio Helsinki“ in der Steiermark, die zuvor nur ein Fensterprogramm ausstrahlen konnten, erhielten nun eine Voll-Lizenz. Weitere Radioinitiativen, wie etwa „Radio Starkstrom“ in Oberösterreich, „Radio Aufdraht“ in Niederösterreich, die bereits in der Piratenzeit aktiv waren, bemühen sich weiterhin um eine Sendelizenz. Mit Stand Juli 2004 waren insgesamt elf freie Radios auf Sendung (Abbildung 1). „Radio MORA“ musste aufgrund der gänzlichen Streichung der Bundessubvention durch die ÖVP-FPÖ-Regierung Ende 2000 den Sendebetrieb einstellen.

4. Triales Rundfunkmodell und Normensysteme

Anliegen freier Radios ist es, ebenso wie in etlichen anderen europäischen Ländern, eine Dreiteilung des Rundfunksystems auch in der Rundfunkgesetzgebung zu verankern. Demnach sind

¹⁹ Danmayr, Andrea/Schrentenwein, Birgit/Steinert, Fiona (1995): Vom ORF-Monopol zur Aufhebung des Regionalradiogesetzes. In: Danmayr, Andrea/Schrentenwein, Birgit/Steinert, Fiona (Hg.): Lokalradio. Meinungen, Materialien, Wien: Edition Freies Radio Wien, S. 9-13.

²⁰ „Bundesgesetz, mit dem das Regionalradiogesetz geändert wird“, BGBl. Nr. 41/1997.

²¹ Dorer, Johanna (1998): Freies Radio in Österreich. Chancen für ein triales Rundfunkmodell. In: Medien Journal, 22. Jg., Heft 2, S.19-24. Sowie: Steinmaurer, Thomas (1998a): Bewegung in den Ätherwellen. Zum Stand der Rundfunkliberalisierung in Österreich. In: Medien Journal, 22.Jg., Heft 2, S.3-18.

²² Steinmaurer 1989a, S. 5.

Abbildung 1		
Freie Radios in Österreich		
(Stand: Juli 2004)		
	1995 und 1997 lizenzierte Radios (Sendestart)	ab 2000 lizenziert Radios (Sendestart)
Burgenland	MORA (33% einerAnbiertergemeinschaft) Pinkafeld, (1999), 2000 eingestellt	
Kärnten	Radio AGORA (49% einer Anbiertergemeinschaft), Klagenfurt, (1998)	
Niederösterreich		- Gymradio, Hollabrunn (2000) - FH-Radio, St. Pölten (2001)
Oberösterreich	- Freies Radio Salzkammergut, Bad Ischl, (1999) - Radio FRO, Linz (1998)	Radio Freistadt, (2004)
Salzburg	Radiofabrik (0,1 % einerAnbiertergemeinschaft mit RadioArabella), Salzburg (1998)	Radiofabrik, Salzburg (2004)
Steiermark	- Radio Helsinki (Anbiertergemeinschaft mit Radio Steiermark), Graz (1995) - Radio FreequENNS, Liezen (1999)	Radio Helsinki, Graz (2000)
Tirol		Radio Freirad, Innsbruck (2002)
Vorarlberg	Radio Proton, Bludenz (1999)	
Wien	Offenes Radio Orange, Wien (1998)	
Quelle: Dorer 1998, Steinmaurer 1998b ²³ , Raunig/Wassermair 1999 ²⁴ , Verband Freier Radios Österreich (VFRÖ) ²⁵		

drei Medientypen zu unterscheiden: öffentlich-rechtlicher, kommerzieller und nichtkommerzieller Rundfunk²⁶.

Kommerzieller Rundfunk ist gewinnorientiert, d.h. er wird definiert über seine wirtschaftliche Potenz, die auf Gewinnmaximierung ausgerichtete Betriebsstruktur, und erst sekundär über die Inhalte in Form von Programmformaten. *Öffentlich-rechtlicher Rundfunk* ist gemeinwohlorientiert und hat einen gesellschaftlichen Auftrag zu erfüllen. Aus diesem gesetzlichen Auftrag lässt sich auch die Legitimation für die Einhebung der Rundfunkgebühr ableiten. Eine ökonomische

Konkurrenzsituation und damit eine publizistische Konkurrenz ergeben sich erst mit der Zulassung privater Anbieter. *Nichtkommerzieller Rundfunk* ist gemeinnützig organisiert, minderheiteorientiert und zeichnet sich vor allem durch seinen offenen Zugang aus.

Die Unterscheidung der drei Medientypen zeigt, dass es sich hierbei um unterschiedliche Normensysteme handelt, denen Rundfunk verpflichtet ist. Nach Kiefer²⁷, die das duale Rundfunksystem bezüglich seiner Normensysteme erörtert hat, ist der kommerzielle Rundfunk dem Normensystem der Ökonomie mit der Ziel-

²³ Steinmaurer, Thomas (1998b): Regionale und lokale Radioanbieter in Österreich. In: Medien Journal, 22.Jg., Heft 2, S. 51-57.
²⁴ Materialien in: Raunig, Gerald/Wassermair, Martin (Hg.) (1999): sektor3medien99. Kurskorrekturen zur Kultur- und Medienpolitik, Wien: IG Kultur, S.153-156.
²⁵ Verband Freier Radios Österreichs. URL: <http://www.freie-medien.at> (6.7.2004).

²⁶ vgl. dazu auch: Dorer 1998, sowie: Dorer, Johanna (1995). Medienmarkt – Medienmacht. Zur Ökonomie des Rundfunkmarkts. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S.101-131.
²⁷ Kiefer, Marie-Luise (1997). Privatisierung – cui bono? In: Medien Journal, 21. Jg, Heft 2, S.6ff.

funktion der Gewinnmaximierung und der öffentlich-rechtliche Rundfunk dem Normensystem der Publizistik mit dem Ziel der Meinungsbildung und publizistischen Vielfalt zuzurechnen. In Erweiterung des Modells von Kiefer zu einem trialen Rundfunkmodell ist nun der nichtkommerzielle Rundfunk dem Normensystem zivilgesellschaftlicher Kultur und Publizistik, mit dem Ziel der kulturellen Vielfalt, der Partizipation und dem Empowerment der Bürger/innen durch Bereitstellung eines offenen Zugangs, zuzuordnen.

Ausgehend vom dualen Modell der Medienorganisation von Kiefer²⁸, sind in der Abbildung 2 (Seite 12) wesentliche Charakteristika und Parameter der drei Medientypen – private, öffentlich-rechtliche und nichtkommerzielle Rundfunkanbieter – zusammengestellt.

Kommerzieller Rundfunk unterscheidet sich in sämtlichen Parametern vom öffentlich-rechtlichen und noch mehr vom nichtkommerziellen Rundfunk, da er durch die Zugehörigkeit zum Normensystem der Ökonomie anderen Gesetzmäßigkeiten gehorcht. Normative Zielsetzung des Systems Ökonomie ist die Gewinnmaximierung und die individuelle Nutzenmaximierung. Durch die ausschließliche Finanzierung aus Werbeeinnahmen kommt es zu einer klaren Positionierung eines Sendeformats auf bestimmte werberelevante Zielgruppen aus der Gruppe der 14-49-jährigen. Vielfaltssicherung entsteht damit nicht durch Binnenpluralismus, sondern höchstens durch vermuteten Außenpluralismus, der sich aufgrund eines Wettbewerbs der Anbieter einstellen soll. Den gesamtgesellschaftlichen Nutzen kommerzieller Rundfunkanbieter schätzt Kiefer gering ein: Denn nur die Hälfte der Bevölkerung sei eine werblich interessante Zielgruppe, die andere Hälfte finanziere kommerziellen Rundfunk aber mit, indem sie die dort beworbenen Produkte des Massenkonsums kauft. Schließlich müssten die durch Werbekosten erhöhten Produktpreise von allen Käufer/innen bezahlt werden. Des Weiteren führt die Privatisierung des Rundfunks zur Schwächung der Öffentlich-Rechtlichen, denen zunehmend das Potential zur Erfüllung der öffentlichen Aufgabe schwindet.²⁹

Öffentlich-rechtlicher und nichtkommerzieller Rundfunk weisen demgegenüber mehr Ähnlichkeit auf. Idealtypisch weist Kiefer den öffentlich-rechtlichen Rundfunk dem Normensystem Publizistik zu. De facto changiert dieser aber – insbesondere in Österreich, wo sich der ORF je zur Hälfte aus Werbung und Gebühren finanziert – zwischen beiden Normensystemen Publizistik und Ökonomie. Daraus ergibt sich auch der Druck zur Anpassung an den Werbemarkt, zur Kommerzialisierung, der Orientierung an einer hohen Quote, sodass das Publikum sowohl als Bürger/in als auch als Konsument/in angesprochen wird.

Da sich der öffentlich-rechtliche Rundfunk durch Selbstkommerzialisierung, spätestens seit der Einstrahlung und Einführung privater Rundfunkanbieter, von dem von Kiefer beschriebenen idealtypischen Modell immer weiter entfernt hat, übernimmt der nichtkommerzielle Rundfunk in weiten Teilen eine Ergänzungsfunktion im Prozess der öffentlichen Meinungsbildung, indem er jene Themen auf die Tagesordnung setzt, die von öffentlich-rechtlichen Sendern nicht behandelt werden. In den ORF-Richtlinien und der ORF-Charta heißt es dazu auch, dass nicht alle gesellschaftlichen Gruppen gleichermaßen berücksichtigt werden können, der ORF ein „Programm für alle“ auszustrahlen habe – also auf größtmögliche Reichweite und Akzeptanz zielen müsse und auch das „Programm für alle“ gleichsam als Integrationsangebot für Minderheiteninteressen zu sehen sei.³⁰ Der alten Forderung Langenbuchers und Mahles an öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten nach „kommunikativer Chancengleichheit“, die meint, dass der Zugang zu den Medien „nach dem Kriterium erfolgen [sollte], wieweit die jeweilige Gruppe in ihren Zugangschancen zur öffentlichen Kommunikation gefährdet ist“³¹, kommen heute nichtkommerzielle Radios nach. Der offene Zugang der nichtkommerziellen Radios ist damit auch eines der wesentlichen Unterscheidungskriterien zum öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Offener Zugang für alle bedeutet dabei in Anlehnung an Williams³², dass alle Bürger/innen, die nicht über die Voraussetzung Eigenkapital, Medienkompetenz (im Sinne journalistischer Fertigkeiten und

²⁸ Kiefer 1997, S.7.

²⁹ Kiefer 1997, S.12.

³⁰ Programmrichtlinien des ORF, Pkt.1.3.8.; ORF-Charta, Pkt.6 und 7. URL: <http://kundendienst.orf.at/fakten/richtlinien/>

³¹ Langenbucher, Wolfgang R./Mahle, Walter (1973):

„Umkehrproporz“ und Kommunikative Relevanz. In: Publizistik, 18. Jg., Heft 4, S. 323, 238.

³² Williams, Raymond (1980): ‚Means of Communication as Means of Production.‘ In: Problems in Materialism and Culture: Selected Essays, London: Verso, S.50-63.

Abbildung 2

**Typen von Medienorganisation
des trialen Rundfunksystems**

	kommerzieller Rundfunk	öffentl.-rechtl. Rundfunk	nichtkommerzieller Rundfunk
Normensystem	Ökonomie	Publizistik	zivilgesellschaftliche Kultur und Publizistik
Eigentum	privat	öffentlich-rechtl.	gemeinnützig, genossenschaftlich
Organisations- zweck	Gewinnmaximierung	Erfüllung einer öffentlichen Aufgabe	Partizipation, Emanzipation und Empowerment durch offenen Zugang für alle
normative Zielsetzung	individuelle Nutzenmaximierung bei Konsument/innen; Gewinnmaximierung bei Anbieter	gesellschaftliche Nutzenmaximierung (z.B. Qualifizierung im Meinungsbildungs- prozess)	gesellschaftliche Nutzenmaximierung durch Partizipation und Empowerment marginalisierter, sozialer Gruppen
Versorgungs- grad	begrenzt durch einzelwirtschaftliche Rentabilitätskalküle	theoretisch: Vollversorgung als Teil der öffentlichen Aufgabe, praktisch: Vernachlässigung bestimmter Publikumssegmente	begrenzt durch Bevorzugung sozial benachteiligter Gruppen und progressiver Subkulturen (i.S. Rolf Schwendters)
Wirtschafts- verständnis	liberale Marktwirtschaft	soziale Marktwirtschaft, Wohlfahrtsstaat	alternative Ökonomie
Finanzierung	Markt (Werbung)	Kollektivform (Gebühren) und Markt (Werbung),	Mischfinanzierung ohne Werbung, (staatliche Subvention, Radiofonds, freiwillige Gebühren, „Selbstausbeutung“ u.a.)
Adressat/innen	Konsument/innen	Bürger/innen und Konsument/innen	Zivilgesellschaft und Bürger/innen
Programm	reichweiten- und werbemarktorientiert	reichweiten- und werbemarktorientiert „Programm für alle“ (gesetzlicher Bildungs-, Kultur, Informations- und Unterhaltungsauftrag)	minderheitenorientiert, für gesellschaftlich marginalisierte Gruppen, lokale community, Migrant/innen und „Nicht“-Staatsbürger/innen
Vielfalts- sicherung	Außenpluralismus	Binnenpluralismus	Außen- und Binnen- pluralismus
Demokratie- verständnis	liberale Demokratie	repräsentative Demokratie	direkte/radikale Demokratie
vermitteltes Gesellschaftsbild	hegemoniale Darstellung/Konstruktion von Konsum- und Leistungsgesellschaft	hegemoniale Darstellung/Konstruktion von Welt und Nation(en)	gegen-hegemoniale Darstellung/Konstruktion von Welt
gesamt- gesellschaftliche Auswirkung	Ökonomisierung aller Lebensbereiche	Beitrag zur Produktion von gesellschaftlichem Konsens (i.S. Stuart Halls, Noam Chomskys)	Kritik- und Frühwarnsystem für soziale gesellschaftliche Probleme
gesellschaftlicher Nutzen	gering; größere Programmmöglichkeit für werblich interessante Zielgruppe	öffentliche Aufgabe und Grundversorgung für weite Teile der Bevölkerung	publizistische Ergänzungs- funktion für nicht-erfüllten öffentlichen Auftrag öff.-rechtl. Rundfunks

Kompetenzen) oder über eine Einbindung in eine Institution verfügen, die Möglichkeit erhalten, Rundfunksendungen zu produzieren. Aus der Übernahme jener gesellschaftlichen Aufgabe, die der öffentlich-rechtliche Rundfunk nicht erbringt, leiten freie Radiobetreiber/innen ihre Forderung nach einer staatlichen Subvention und nach der Errichtung eines Radiofonds für freie Radios ab, dem 2% des Umsatzes der Werbeeinnahmen des ORF und der kommerziellen Rundfunkanbieter zufließen sollen.

Liegt eine Zieldefinition des öffentlich-rechtlichen Rundfunks im gesetzlichen Auftrag begründet, ein „Programm für alle“ zu produzieren, so führt für freie Radiobetreiber/innen im Sinne eines radikal demokratischen Verständnisses von gesellschaftlichen Kommunikationsprozessen erst der „Zugang für alle“ zum gesetzten Ziel. Damit unmittelbar in Verbindung stehen die unterschiedlichen Vorstellungen von Demokratie. Während öffentlich-rechtlicher Rundfunk auf der Vorstellung von repräsentativer Demokratie basiert – repräsentiert werden gesellschaftlich relevante Interessen, die sich lautstark zu Wort melden –, lässt sich nichtkommerzieller Rundfunk den Vorstellungen von radikaler oder direkter Demokratie bzw. Basisdemokratie – sowohl in seiner Organisations- und Arbeitsstruktur als auch in seiner Programm- und Produktionsstruktur – zuordnen.

Nichtkommerzieller Rundfunk gehört dem Normensystem der zivilgesellschaftlichen Kultur und Publizistik an. Sein Organisationszweck ist die Partizipation (das inkludiert auch die Vermittlung von Medienkompetenz), Emanzipation und das Empowerment marginalisierter gesellschaftlicher Gruppen. Der offene Zugang, die Vermittlung von Medienkompetenz und die Ergänzungsfunktion für nicht-erfüllte Bereiche des öffentlichen Auftrags an öffentlich-rechtliche Rundfunkanstalten wurden beispielsweise in deutschen Landesmediengesetzen bereits verankert. Durch die zivilgesellschaftliche Ausrichtung, die besondere Berücksichtigung von sozial Benachteiligten, von Minderheiten, Migrant/innen und progressiven Subkulturen übernehmen nichtkommerzielle Sender eine Thematisierungsfunktion im Rahmen eines gesamtgesellschaftlichen Mediensystems. Nichtkommerzielle Rundfunkanbieter stellen Gegenöffentlichkeit her, sind publizisti-

sche Ergänzung und zivilgesellschaftliche Stimmen in der Öffentlichkeit. Durch ihr breites Spektrum an Themen einerseits und die Unterschiedlichkeit der einzelnen Sender andererseits, tragen sie sowohl durch Binnenpluralismus als auch durch Außenpluralismus zur Vielfaltssicherung unterschiedlicher Meinungen in der Öffentlichkeit bei.

Nichtkommerzieller Rundfunk ist ein Medium der Zivilgesellschaft. Das Politikverständnis ist demnach auch ein anderes als jenes von öffentlich-rechtlichem Rundfunk. Öffentlich-rechtlicher Rundfunk ist staatlicher Rundfunk, repräsentiert vornehmlich staatstragende Politik und Politik der Institutionen und Parteien, während nichtkommerzieller Rundfunk von einem erweiterten Politikbegriff ausgeht, der auch zivilgesellschaftliche Politikfelder inkludiert, wie er insbesondere in der feministischen Forschung und der neueren politikwissenschaftlichen Forschung Verwendung findet.

Aus publizistischer Sicht tragen der öffentlich-rechtliche Rundfunk sowie der nichtkommerzielle Rundfunk zum gesellschaftlichen Nutzen bei, der Kommerzielle hingegen wenig. Durch die Erfüllung der öffentlichen Aufgabe sowie durch die Ergänzungsleistungen des nichtkommerziellen Rundfunks orientieren sich diese beiden Rundfunktypen am gesellschaftlichen Gemeinwohl, wenngleich die journalistischen Routinen und Standards sowie die Strukturen öffentlich-rechtlicher Sender trotz der gesetzlich verbrieften Postulate der Objektivität und Ausgewogenheit mehrheitlich eine hegemoniale Sicht der Welt produzieren. Als Beispiel sei hier nur auf die Konstruktion von Geschlecht in Medien verwiesen, ein Bereich, der sehr deutlich zeigt, wie sehr öffentlich-rechtliche Sender an der Aufrechterhaltung und Konservierung veralteter Geschlechterbilder beteiligt sind.³³ Indem nichtkommerzieller Rundfunk sich primär um die Anliegen marginalisierter und benachteiligter Gesellschaftsgruppen kümmert, diesen eine Stimme in der Öffentlichkeit verleiht und Alternativen zum gegenwärtigen gesellschaftlichen Mainstreamdiskurs diskutiert, wirken sie mit an der Konstruktion einer gegen-hegemonialen Sicht der Welt. Die zunehmende Internationalisierung der sozialen Bewegungen – wie beispielsweise Attac oder das World Social Forum – führen auch zu einer Inter-

³³ ausführlich dazu: Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hg.) (2002): *Feministische Kommunikations- und Medien-*

wissenschaft. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

nationalisierung des nichtkommerziellen Kommunikationsprozesses. Dies ist mit ein Grund – neben der Berücksichtigung der verschiedenen Sprachen von Migrant/innen –, dass nichtkommerzieller Rundfunk sich ganz selbstverständlich der Vielsprachigkeit verpflichtet fühlt. Die Integration von migrantischen Herkunftskulturen und -sprachen in das Sendeschema nichtkommerzieller Radios kann auch als Teil der gesellschaftlichen Anerkennung im Sinn eines erweiterten Verständnisses von gesellschaftlicher Integration von Migrant/innen verstanden werden. Nichtkommerzieller Rundfunk geht damit über die Integrationsfunktion öffentlich-rechtlicher Sender hinaus und ergänzt diese um die vernachlässigte Gruppe von Migrant/innen und „Nicht“-Staatsbürger/innen.

5. Schlussbemerkung

Die Geschichte der nichtkommerziellen Radios zeigt, dass Rechte für einen radikaldemokratischen öffentlichen Kommunikationsprozess mit viel Einsatz, Ausdauer und umfangreichen Kompetenzen im technischen, journalistischen, juristischen und medienpolitischen Bereich erkämpft werden müssen. Auch die illegale Sen-

detätigkeit war Teil der politischen Auseinandersetzung, um Vorstellungen einer anderen Form von öffentlicher Kommunikation in die Praxis umzusetzen. „Another communication is possible“ ist – analog der einige Jahre zuvor vom World Social Forum und von Attac ausgegebenen Parole „eine andere Welt ist möglich“ – zum Leitspruch sozialer und zivilgesellschaftlicher Bewegungen für den UN-Weltgipfel zur Informationsgesellschaft in Tunis 2005 geworden.

Dass eine andere Kommunikation möglich ist, zeigen die in vielen Ländern der Welt existierenden freien Radios. Das triale Mediensystem ist längst mediale und soziale Praxis, national wie international. Auf Dauer kann weder ein Kommunikationssystem einer Gesellschaft auf den dritten Sektor verzichten, noch die kommunikationswissenschaftliche Mainstreamforschung den dritten Sektor aus ihren Betrachtungen ausschließen. In Anbetracht des zunehmenden Einflusses der kommerziellen Rundfunkanbieter auf den öffentlich-rechtlichen Rundfunk wird sich auch die Mainstreamforschung mit einer Aufarbeitung des dritten Sektors sowie der systematischen Beschreibung und Analyse eines trialen Mediensystems beschäftigen müssen.

Literatur:

AMARC link, (2004), Newsletter of AMARC members, vol. 5, no. 1.

Brecht, Berthold (1967): Schriften zur Literatur und Kunst 1. Gesammelte Werke Band 18, Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Brugger, Sepp (1995): Medienpolitik und „Radioliberalisierung“ in Österreich. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 41-50.

Brunner-Szabo, Eva (1989): Medien im Widerstand. Oder: Möglichkeiten eines demokratischen Gebrauchs von Massenmedien. Dissertation, Wien.

Brunner-Szabo, Eva (1995): Die Geschichte der Arbeiter-Radio-Bewegung in Österreich. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 194-211.

Bundesgesetz, mit dem Regelungen über regionalen und lokalen Hörfunk erlassen werden, Regionalradiogesetz (RRG), BGBl. Nr. 506, ausgegeben am 30. Juli 1993. In: Dorer, Johanna/Baratsits,

Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 331-337.

Bundesgesetz, mit dem das Regionalradiogesetz geändert wird, BGBl. Nr. 41/1997.

Danmayr, Andrea (1995): Radio ohne Lizenz. PiratInnen und das Freie Radio Wien. Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 284-288.

Danmayr, Andrea/Schrentenwein, Birgit/Steinert, Fiona (1995): Vom ORF-Monopol zur Aufhebung des Regionalradiogesetzes. In: Danmayr, Andrea/Schrentenwein, Birgit/Steinert, Fiona (Hg.): Lokalradio. Meinungen, Materialien, Wien: Edition Freies Radio Wien, S. 9-13.

Dorer, Johanna (1991). Notwehr. Österreichs Weg zum dualen Rundfunksystem. In: Medium. Zeitschrift für Hörfunk, Fernsehen, Film, Presse. 21. Jg., Heft 1, S. 18-19.

Dorer, Johanna (1992a). Radioinitiativen abseits des Mainstreams. Eine Geschichte der Notwehr gegen den Kommerz. In: Dorer, Johanna/Marschik, Matthias/Glattau, Robert: Medienverzeichnis 1992/93. Gegenöffentlichkeit und Medieninitiativen in Österreich, Wien: Turia & Kant, S. 113-126.

- Dorer, Johanna (1992b): Autonome Medien. Medienvielfalt ohne Lobby. In: Medien Journal, 16. Jg., Heft 2, S. 82-91.
- Dorer, Johanna (1995). Medienmarkt – Medienmacht. Zur Ökonomie des Rundfunkmarkts. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 101-131.
- Dorer, Johanna (1998): Freies Radio in Österreich. Chancen für ein triales Rundfunkmodell. In: Medien Journal, 22. Jg., Heft 2, S. 19-24.
- Dorer, Johanna/Geiger, Brigitte (Hg.) (2002): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft. Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- EGMR Straßburg: Urteil vom 24. November 1993. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.) (1995): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 349-351.
- Entwurf für ein Privatradiogesetz. In: Danmayr, Andrea/Schrentenwein, Birgit/Steinert, Fiona (Hg.) (1995): Lokalradio. Meinungen, Materialien, Wien: Edition Freies Radio Wien, S. 108-125.
- FERL (1991): 3. Kongreß der FERL. Freies Radio! Analysen, Meinungen, Berichte aus Ost- und Westeuropa zu Universitätsradios. Zwischen Staat und Markt. Interkulturelle Kommunikation. Schlussbericht Wien: Universitätsverlag.
- Forster, Felix (1995). Internationalisierung und Vernetzung. AMARC – Die Weltdachorganisation freier, gemeinnütziger Radios. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 253-257.
- Hahn, Kathi (1995): Nichtkommerzielles Lobbying zwischen Repräsentanz und Effizienz: Die Europäische Föderation Freier Radios FERL. In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 258-261.
- Kiefer, Marie-Luise (1997). Privatisierung – cui bono? In: Medien Journal, 21. Jg., Heft 2, S. 4-13.
- Langenbucher, Wolfgang R./Mahle, Walter (1973): „Umkehrproporz“ und Kommunikative Relevanz. Zur Zusammensetzung und Funktion der Rundfunkräte. In: Publizistik, 18. Jg., Heft 4, S. 322-330.
- Lindenmaier, Christoph (1991): Grobkonzept für ein studentisches Radio. Wien: Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft.
- ORF: Programmrichtlinien des ORF. URL: <http://kundendienst.orf.at/fakten/richtlinien/> (8.7.2004).
- ORF: ORF-Charta. URL: <http://kundendienst.orf.at/fakten/richtlinien/> (8.7.2004).
- Peissl, Helmut (1995): Konkreter Start in rauhem Klima: AGORA, In: Dorer, Johanna/Baratsits, Alexander (Hg.): Radiokultur von morgen. Ansichten – Aussichten – Alternativen. Wien: Verlag Buchkultur, S. 277-283.
- Raunig, Gerald/Wassermair, Martin (Hg.) (1999): sektor3medien99. Kurskorrekturen zur Kultur- und Medienpolitik, Wien: Edition IG Kultur, S. 153-156.
- Sedlaczek, Robert (1980) Alternativler funken gegen das ORF-Monopol. In: Medien Journal, 4. Jg., Heft 1, S. 7-9.
- Stamm, Karl-Heinz (1988): Alternative Öffentlichkeit. Die Erfahrungsproduktion neuer sozialer Bewegungen. Frankfurt: Campus.
- Steinmaurer, Thomas (1998a): Bewegung in den Ätherwellen. Zum Stand der Rundfunkliberalisierung in Österreich. In: Medien Journal, 22. Jg., Heft 2, S. 3-18.
- Steinmaurer, Thomas (1998b): Regionale und lokale Radioanbieter in Österreich. In: Medien Journal, 22. Jg., Heft 2, S. 51-57.
- Verband Freier Radios Österreich (VFRÖ). URL: <http://www.freie-medien.at> (6.7.2004).
- WSIS Civil Society Organisations (2003): Shaping Information Societies for Human Needs. Civil Society Declaration to the World Summit on the Information Society. Genua: Dezember 2003.

Johanna DORER

Mag. Dr.; Ass.Prof. am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Publikationen zu Medientheorie, Gender und Medien, autonome Medienkultur, Public Relations; u.a. Hg. gem. mit Alexander Baratsits: *Radiokultur von morgen. Ansichten, Aussichten, Alternativen*. Wien: Verlag für Buchkultur 1995; Hg. gem. mit Brigitte Geiger: *Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002.

Die Geburt der Nation aus dem Unterseekabel

Eine Momentaufnahme aus Österreichs Rundfunkgeschichte

Matthias Marschik

Im Fenster der noblen Bar des Hotel Sacher hing am 7. Dezember 1932 ein sehr prosaisches kleines Plakat: Neben einem stilisierten Fußballerbein und einem Lederball war eine österreichische Fahne abgebildet. In dicken Lettern wurde angekündigt: „Mittwoch, 15.20: Radioübertragung Österreich – England. Radioanlage durch Radio Goldschmied, Wien VII, Neubaugasse 3 und 19“. Dieses auf den ersten Blick unscheinbare Motiv war dem berühmten Fotografen Lothar Rübelt immerhin eine ganze Serie von Fotos wert. Doch erst etliche Jahre nach dem Ereignis war es möglich, alle Elemente der Besonderheit dieser Bilder zu verstehen, die wir heute als rundfunktechnische, massensportliche und nationale Attraktion benennen können.

Was an diesem nasskalten Dezembertag passierte, ist bereits an dem ausgehängten Plakat abzulesen: In England fand ein Fußballspiel zwischen den Gastgebern und dem Team Österreichs statt, das schon in der Zeitgenössischen Presse als „Jahrhundertspiel“¹ titulierte wurde und eine „Klarstellung des Kräfteverhältnisses zwischen den zwei ‚Fußball-Weltmächten‘“² bringen sollte und musste; Das Spiel wurde, auch das eine Sensation und ein „technisches Wunder“³, live im Radio übertragen; und schließlich symbolisierte die rot-weiß-rote Fahne noch eine weitere Novität: In einer Republik, die kaum jemand für politisch und ökonomisch überlebensfähig hielt, manifestierte sich die Entstehung eines nationalen Bewusstseins: „Wir sind ein Fußballstaat. In der Wirtschaft sind wir Schnorrer, in der Politik sind wir Patzer, aber auf dem grünen Rasen sind wir Meister“.⁴

Die Vorgeschichte des 7. Dezember 1932

Die Erste Republik Österreich befand sich im Jahr 1932 am Gipfelpunkt einer schweren Krise,

sodass sich am Faktum, dass seit 1918 kaum eine gesellschaftliche Gruppe Österreich als Nation akzeptieren konnte und kaum eine politische Partei dem Staat Österreich eine fundierte Zukunft zutraute, wenig geändert hatte. Selbst der Elan, den die Arbeiterschaft am Beginn der Republik verspürt hatte, war durch die Rezession verfliegen, und die kurzzeitige Liberalisierung des Frauenbildes stagnierte seit der Mitte der 1920er Jahre und wurde angesichts der Arbeitslosenzahlen auch politisch massiv zurückgenommen. Die Sozialdemokratie befand sich seit etwa 1927 in der Defensive, die Arbeitslosigkeit stieg ab 1929 massiv an, betraf 1932 bereits 468.000 Menschen bzw. 22 Prozent der ArbeitnehmerInnen, um 1933 dann den Höchststand zu erreichen.⁵ Über 40 Prozent der Arbeitslosen waren zudem ausgesteuert, erhielten also keine staatliche Unterstützung. Im Gegenzug sanken die Löhne massiv. Kaum jemand hätte also Anfang der 1930er Jahre dieses außenpolitisch eng an das faschistische Italien angelehnte und innenpolitisch zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Einflüssen zerrissene Österreich als sein Heimatland bezeichnet.

Nationale Erfolge und internationale Reputation konnte Österreich nur auf wenigen Gebieten aufweisen, doch hatte sich gerade der Wiener Fußball als Kultur- und Exportgut etabliert. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg hatte die Arbeiterschaft den Fußballsport ‚erobert‘ und für ein enormes Anwachsen der Zahl an Vereinen, Spielern und Zuschauern gesorgt.⁶ 1924 wurde in Österreich, als erstem kontinentaleuropäischen Land, der Professionalismus eingeführt und damit die Basis für ein bürgerlich geführtes, jedoch von Arbeitern getragenes Massenspektakel Fußball gelegt, wiewohl auch Bohème und Intelligenz seine Faszination entdeckt hatte. Die Meisterschaft bildete die Basis, Ländermatches und (ab 1927) die Mitropacup-Spiele zwischen den

¹ Arthur Steiner: *Reisetagebuch im Fußballfieber. Das Londoner Wunderspiel*. Wien 1932, 6.

² *Wiener Allgemeine Zeitung*, 5.12.1927, 2.

³ *Arbeiter-Zeitung*, 6.12.1932, 6.

⁴ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 8.12.1932, 1.

⁵ Hans Kernbauer/Eduard März/Fritz Weber: *Die*

wirtschaftliche Entwicklung. In: Erika Weinzierl/Kurt Skalnitz (Hg.): *Österreich 1918-1938. Geschichte der Ersten Republik, Band 1*. Wien, Köln, Graz 1983, 367.

⁶ Matthias Marschik: *Vom Herrenspiel zum Männersport: Modernismus – Meisterschaft – Massenspektakel. Die ersten dreißig Jahre Fußball in Wien*. Wien 1997.

besten Vereinstams aus Österreich, Ungarn, Italien und der Tschechoslowakei waren die Spektakel einer enormen Fußballeuphorie, die jedoch, im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern, auf die Hauptstadt Wien beschränkt blieb.⁷ Tourneen des Nationalteams und der Klubmannschaften durch ganz Europa, Nordafrika, Nord- und Südamerika sowie den nahen Osten machten die ‚Wiener Schule‘ des Fußballs weltbekannt. Im Mai 1931 begann dann eine Siegesserie des ‚Wunderteams‘ mit Kanter Siegen gegen Ungarn, Italien, Deutschland und Schottland. Dieser Erfolgslauf stilisierte Österreich zum ersten Herausforderer des Fußball-Mutterlandes England.

Eine sportliche Popularkultur wie der Wiener Fußball bedurfte einer medialen Verbreitung, so wie umgekehrt die Medien auf eine ausführliche Sportberichterstattung angewiesen waren. Ab 1921 erschien mit dem *Sport-Tagblatt* die erste tagesaktuelle Sportzeitung, daneben existierte eine Vielzahl von Wochen- und Monatsblättern mit sportlichen Inhalten, und auch die übrige Presse baute ihre Sportberichterstattung enorm aus. Doch gerade beim jungen Medium Radio erkannte man rasch, dass dessen immanente Aktualität im Sport gefragt war; nicht zuletzt wegen der Sportreportagen experimentierte man mit der Übertragung via mobiler Reporterwagen. Ab Ende 1928 übertrug der ehemalige Fußball-Teamspieler und spätere Reporter der *Kronen-Zeitung*, (Professor) Willy Schmieger, live von diversen Sportveranstaltungen.⁸ Schon der erste Live-Bericht vom Eishockeyspiel des WEV gegen ein Team der Universität Cambridge wurde ein Erfolg für die RAVAG, die damals gut 200.000, im Jahr 1932 etwa 280.000 TeilnehmerInnen versorgte.⁹ Die technischen Innovationen des Radios, etwa die Reportage vom Zeppelinflug im Mai 1929 von mehreren mobilen Sprechstellen und mit einem live übertragenen Funkkontakt mit dem Luftschiff, lösten in Wien mehrmals eine Massenbegeisterung und -hysterie aus.¹⁰

Vorbereitung auf das ‚Jahrhundertspiel‘

Als der sportliche Lehrmeister England seine selten durchbrochene ‚splendid isolation‘ aufgab und sich bereit erklärte, gegen das aktuell stärkste Fußballteam Kontinentaleuropas anzutreten, war die sportliche Basis für ein Massenereignis ohne Zweifel gegeben, traten doch nicht nur zwei Mannschaften, sondern zwei Systeme und sogar Weltanschauungen gegeneinander an: Das österreichische Team, dessen ‚Calcio Danubiano‘ viele Elemente des alten eleganten britischen Spiels mit kurzen Pässen aufgegriffen hatte, und das englische, das sich nach dem Ersten Weltkrieg zu einem neuen Stil entschlossen hatte, der auf Kraft und Schnelligkeit aufbaute und stets auf den Endzweck gerichtet war. Die Wiener Presse hatte diesen Gegensatz rasch auf den einfachen Nenner „Geist gegen Kraft“ gebracht.¹¹ Ab Anfang November bereitete Teamchef Hugo Meisl sein Team auf das Spiel in London vor¹², schon am 1. Dezember reiste die Mannschaft nach London und wurde von einer vieltausendköpfigen Menschenmenge verabschiedet: Sie möge „dieses für uns größte fußballerische Ereignis, das jemals stattgefunden hat“, erfolgreich absolvieren und dabei zeigen, „daß es einen original österreichischen Fußball gibt“. ¹³ Wie sehr das Team als nationale Auswahl gesehen wurde, zeigten die Jubelszenen entlang der Bahnstrecke in St. Pölten, Linz und Salzburg, wo Anhänger via Plakaten den Spielern Glück wünschten, während ihnen andere Blumen und Essenskörbe überreichten.

Wochenlang wurden nicht nur in Wien und London die Differenzen in den Spielauffassungen und die Erfolgchancen der Mannschaften abgewogen. Das Spiel hatte „das Leben zweier Weltstädte verändert“. ¹⁴ Nicht trotz, sondern wegen der wirtschaftlich kargen und politisch labilen Zeitumstände konnte das Fußballspiel eine solche

⁷ Roman Horak/Wolfgang Maderthaner: *Mehr als ein Spiel. Fußball und populäre Kulturen im Wien der Moderne*. Wien 1997; „Even the parliament interrupted its session ...“, *Creating Local and National Identity in Viennese Football*. In: *Journal of Sport and Social Issues* 22, Heft 2/1998.

⁸ Karl Heinz Schwind: *Geschichten aus einem Fußball-Jahrhundert*. Wien 1994, 316.

⁹ Kurt Luger/Thomas Steinmaurer/Heinz Pürer: *Rundfunk in Österreich*. In: Heinz Pürer (Hg.): *Praktischer Journalismus in Zeitung, Radio und Fernsehen*. Salzburg 1996, 450.

¹⁰ Nicole Dietrich: *Die Stadt auf Sendung. Ein Radioereignis*

im Mai 1929. In: Roman Horak/Wolfgang Maderthaner/Siegfried Mattl/Lutz Musner (Hg.): *Stadt. Masse. Raum. Wiener Studien zur Archäologie des Popularen*, Wien 2001; Matthias Marschik: *Heldenbilder. Kulturgeschichte der österreichischen Aviatik*. Münster 2002, 192ff.

¹¹ Horak/Maderthaner, *Mehr als ein Spiel*, 171.

¹² Erik Eggers: *Hugo Meisl – der Visionär und sein Wunderteam*. In: Dietrich Schulze-Marmeling (Hg.): *Davidstern und Lederball. Die Geschichte der Juden im deutschen und internationalen Fußball*. Göttingen, 284.

¹³ *Neues Wiener Tagblatt*, 1.12.1932, 6.

¹⁴ *Neue Freie Presse*, 8.12.1932, 2.

Wirkung entfalten, die besonders in Wien als Herausforderung gesehen wurde: „Es war eine schicksalhafte Fahrt, auf die sich die Männer im Namen des Volkes begaben, gestrickt nach dem Muster der alten Heldenlegenden. Das Spiel in Stamford Bridge hatte einen über den konkreten Anlaß hinausgehenden, einen mythologischen Wert (...) Am Rasen des Chelsea-Stadions sollte das Wort vom Wunderteam Fleisch werden, jene Gestalt annehmen, die geeignet ist, am Mythos einer Nation mitzuwirken.“¹⁵ Wie es bei entscheidenden ‚Schlachten‘ freilich oft der Fall war, fanden diese fernab der Heimat statt, sodass die Mehrzahl der Betroffenen weder als Akteure noch als Zuschauer anwesend sein konnten.

Nur knapp 1000 Österreicher, darunter 500 Eisenbahner, hatten „ihre letzten Groschen zusammengelegt, um nach 48stündiger Nonstopreise per Bahn und Schiff in London mit dabei zu sein“.¹⁶ Einzelne Anhänger hatten sich gar schon Monate vor dem Spiel zu Fuß auf den Weg gemacht und Karten zuerst für die Überfahrt und dann für den Stadioneintritt erbettelt.¹⁷ Doch die große Masse der österreichischen Fußballenthusiasten saß in Wien und hoffte darauf, die neuen Entwicklungen der Medientechnologie mögen schon weit genug entwickelt sein, um das Match dennoch ‚hautnah‘ miterleben zu können. So war nun die RAVAG gefordert, damit dieses Ereignis nicht nur in London, am Ort des Geschehens, sondern ‚live‘ auch in Wien stattfinden konnte, zumal sich die Masse der Interessierten ja keineswegs auf Fußballfans beschränkte. Das Spiel ist „keineswegs nur mehr eine Angelegenheit der Sportkreise“, schrieb das *Sport-Tagblatt*: „Es ist, zumindest in Oesterreich, Gemeingut der ganzen Bevölkerung geworden, auch jener Kreise, denen der Sport sonst fremd ist“.¹⁸

Die Präludien des Spiels hatten eindeutig gezeigt, dass der Fußball „zu einem modernen massenkulturellen Phänomen geworden war, das sich nicht

mehr nur über ein bestimmtes, regional und sozial begrenztes Umfeld definierte, sondern über den Einsatz neuer, anonymer Technologien und Medien eben massenhaft vermittelt und verbreitet wurde“.¹⁹ Insofern war die RAVAG gefordert, für die Spiel-Übertragung aus London die modernste verfügbare Technologie anzubieten: „Fotografen, Filmopérateure, die Anwendung von ‚Tonfilmapparaturen‘ war bei den großen Matches seit der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre gebräuchlich geworden, die Radio-Liveübertragung aber war eine Sensation“.²⁰ Personell konnte die RAVAG auf Bewährtes zurückgreifen: Doch entsandte sie zur Unterstützung ihres ‚Starreporters‘ Willy Schmieger auch noch Balduin Naumann als Ko-Kommentator. Die beiden sollten gemeinsam „auf dem Londoner Chelseaplatz stehen und sozusagen ganz Europa über den Verlauf der Ereignisse informieren. Schon dies, ein technisches Wunder, dessen Möglichkeit man vor fünfundzwanzig Jahren nur als einen schlechten Witz belacht hätte: Schmieger wird per Unterseekabel nach Wien sprechen, und in demselben Augenblick, in dem seine Stimme hier einlangt, wird sie also gleich per Radio in den Aether hinausgestrahlt. Und zugleich, wie er spricht und während er spricht, werden Photographien des Spieles in alle Welt hinausgefunkt. Am Morgen des nächsten Tages werden die Bilder bereits in den Zeitungen sein“.²¹

Sämtliche Zeitungen gaben ihrem Erstaunen darüber Ausdruck, was ihre Rundfunkkollegen da bewerkstelligten, und es war auch wirklich revolutionär: „Die Uebertragung erfolgt telephonisch über Brüssel und Köln. Von dort aus wird die Sendung auf alle deutschen Sender übernommen. Die Weiterleitung der Uebertragung nach der Schweiz und Oesterreich erfolgt von Frankfurt aus“.²² Mit Telefon und Radio hatte man also die schnellsten Technologien zusammengespannt, um so das geforderte ‚Wunder‘ zu realisieren. Mittels eines am Meeresgrund verlegten Telefonkabels wurde Schmiegiers Kommentar also nach Brüssel weitergeleitet, von dort aus raste seine Stimme abermals per Telefonleitung nach Köln, dort wurde sie dann in die Sendemasten

**Die Präludien des Spiels
hatten eindeutig gezeigt,
dass der Fußball „zu einem
modernen massenkulturellen
Phänomen geworden war...“**

¹⁵ Johann Skocek/Wolfgang Weisgram: *Wunderteam Österreich. Scheitern, wecheln, glücklich sein*. Wien, München, Zürich 1996, 39.

¹⁶ Schwind, *Geschichten aus einem Fußball-Jahrhundert*, 85.

¹⁷ Steiner, *Reisetagebuch im Fußballfieber*, 13.

¹⁸ *Sport-Tagblatt*, 7.12.1932, 1.

¹⁹ Horak/Maderthaner, *Mehr als ein Spiel*, 173.

²⁰ Ebd., 174.

²¹ *Arbeiter-Zeitung*, 6.12.1932, 6.

²² *Neuigkeits-Welt-Blatt*, 8.12.1932, 7.

geschickt, die den Ton über Mittel- und Langwellenschwingungen in alle Deutsch sprechenden Länder Europas weitergab, in die gesamte Weimarer Republik, in die Schweiz, aber auch die Tschechoslowakei und natürlich nach ganz Österreich²³, freilich nur dorthin, wo die noch nicht allzu zahlreichen Sendemasten die einzelnen Radioapparate erreichten.

Das ‚Wiener‘ Ereignis

In London fand am 7. Dezember 1932 ein bedeutendes sportliches Ereignis statt, dem, nach den unterschiedlichen Angaben in der zeitgenössischen Presse, zwischen 60.000 und 90.000 Menschen beiwohnen konnten, auch wenn geschätzte 700.000 Voranmeldungen für Eintrittskarten eingetroffen waren. Die Grundlage dafür, dass es auch außerhalb Londons nicht nur – mit ein- bis mehrtägiger Verzögerung – rezipiert werden, sondern gleichfalls Ereignisstatus erreichen konnte, legte die technische Innovation der RAVAG. Im „Zeitalter der technischen Wunder“ sei es daher auch „keine hohle Phrase, wenn man sagt, die Wiener horchen heute nach London! (...) der Radiorundspruch ermöglicht es, daß die Wiener viele hundert Meilen weit vom ‚Kriegsschauplatz‘ entfernt dennoch diese schwere Fußballschlacht miterleben werden“.²⁴ Zur Entstehung eines öffentlichen Ereignisses bedurfte es aber noch eines weiteren technisch-organisatorischen Schrittes, nämlich der Massenverbreitung – und auch dazu „wurden die umfassendsten technischen Vorbereitungen getroffen. Es ist selbstverständlich, daß in allen Familien, die über Apparate verfügen, davon Gebrauch gemacht wird, eine Unzahl Kaffeehäuser, Gasthäuser, Kinos und andere Vergnügungsstätten, wie zum Beispiel das Etablissement Ronacher kündigen Verlautbarungen durch Lautsprecher an. Dasselbe tut die Kunsteisbahn Engelmänn (...) Auf dem Heldenplatz wird (...) eine im größten Maßstab gehaltene Uebertragung zu wohltätigen Zwecken, für die Winterhilfe, veranstaltet, eine ganze Reihe industrieller Betriebe hat mit den Angestellten eine Vereinbarung getroffen, nach der die Arbeitszeit unterbrochen, die Uebertragung aus London angehört und dann erst wieder weitergearbeitet wird. Im Dianabad wird den Schwimmern das Ereignis mittels Lautsprecher

übermittelt, in verschiedenen Schulen werden Apparate aufgestellt, Kranke in den Spitälern werden die Möglichkeit haben, das Ereignis mitzuerleben, ganz Wien ist heute also im Länderspieltaumel, ganz Wien lebt das Spiel mit“.²⁵

Geht man von etwa 280.000 Radioapparaten und einer Million interessierter WienerInnen aus, kamen auf jedes Empfangsgerät im Durchschnitt drei bis vier HörerInnen. Doch scheint es, als ob zumindest in Wien die notwendigen Vorkehrungen getroffen worden waren: Neben den Kaffee- und Gasthäusern, den Betrieben, Büros und Spitälern, den Großanlagen beim Engelmänn und am Heldenplatz, wo pro HörerIn 20 Groschen zugunsten der Winterhilfe eingehoben wurden, neben diversen ‚Etablissements‘, die nicht nur Apparate aufgestellt, sondern auch die Conferenciers gebeten hatten, ständige Verlautbarungen über den Spielstand in ihr Programm einzubauen, waren es natürlich auch die Radiogeschäfte, die sich durch eine Ausstrahlung der Sensation neue Kundschaft erhofften. Die Bedeutung des Spiels wurde von den Zeitungen aber auch durch Einzelschicksale illustriert, etwa die Geschichte über 40 Blinde, die, wenn sie schon kein Match sehen, zumindest dieses eine Spiel hören wollten.²⁶

Letztlich ist die Übertragung ein lokales Wiener Ereignis, ja sogar ein typisches urbanes Spektakel geworden: „Die Österreicher und ganz speziell die Wiener sind heute plötzlich verrückt geworden. Sie machen aus diesem 7. Dezember eine Art Nationalfeiertag. Es werden zwar nicht alle Räder stillstehen, aber doch viele Räder. Denn wer hat heute nachmittags den Kopf frei für irgend etwas anderes als für die große Entscheidung in London?“²⁷ Etwa um 14 Uhr soll, nach den Presseberichten, eine „Massenwanderung zu den Lautsprechern“ eingesetzt haben, „man lief dorthin, wo man einen Lautsprecher wußte: nach Hause, zu Bekannten, ins Kaffeehaus, in Kinos, die ihre erste Vorstellung vorverlegt hatten, ja auch bloß bis zum nächsten Radiogeschäft, vor dessen lautsprecherbewehrtem Schaufenster sich bald eine Menschentraube bildete“. Die größte Menge hatte sich auf dem Heldenplatz eingefunden, der „einem Rummelplatz“ glich: „eine Musikkapelle, Zuckerverkäufer, Brezelbuben und was in sol-

²³ *Neues Wiener Tagblatt*, 7.12.1932, 7.

²⁴ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 8.12.1932, 2.

²⁵ *Sport-Tagblatt*, 7.12.1932, 2.

²⁶ *Neuigkeits-Welt-Blatt*, 7.12.1932, 5.

²⁷ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 8.12.1932, 1.

chen Fällen sonst noch ‚zum Betrieb‘ gehört, war vertreten. Wenn die Lautsprecher manchmal versagten, und zwar gerade dann, wenn sich eine Mannschaft hart am Tor der andern befand, wurde dies mit Heiterkeit aufgenommen. Es dauerte jedoch nur ein paar Augenblicke, dann hörte man wieder Professor Willy Schmieger und Balduin Naumann, die vortrefflichen Schilderer der Vorgänge auf dem Chelsea-Platz und der Stimmung unter den Spielern und den Zuschauermassen. Auch der Sportlaie, der gestern mit der ganzen Fußballwelt in das Fieber des Sensationskampfes hineingerissen worden war, war ganz im Bilde und wußte genau, wie es stand und warum es so stand, wer auf dem Chelsea-Platz eben tüchtig war und wer gerade gepatzt hatte“.²⁸ Selbst in der Kantine des Parlaments herrschte Hochbetrieb, denn der Finanzausschuss hatte für die Dauer des Spiels seine Sitzung unterbrochen. In der folgenden Budgetdebatte im Plenum versagte dann Otto Bauer der Regierung das Vertrauen, da Unterrichtsminister Rintelen bei den Londoner Verhandlungen um die Creditanstalt weniger ehrenvoll abgeschnitten hatte als die Fußballer im Spiel gegen England.²⁹

Wie sehr nicht nur das Spiel selbst, sondern eben auch die Live-Übertragung die Rezeptionspraxen bestimmte, zeigen die Berichte über die Art und Weise, wie das Spiel von der Wiener Bevölkerung erlebt wurde. Überall bildeten sich lebhaft diskutierende Gruppen, sei es vor den Radiogeschäften oder in den Kaffeehäusern, in den Spitälern und Schulen.

„Chauffeure ließen ihre Fuhre im Stich, Lehrbuben ‚parkten‘ mit den Handwagerln, Gymnasiasten versäumten ihre physikalischen Uebungen, und alle standen sie dichtgedrängt vor den vielen Radiogeschäften (...) Eine ganze Stadt hatte für zwei Stunden ihr Aussehen verändert. Keinem der Zehntausenden, die, fiebernd und bangend, himmelhoch jauchzend und zu Tode betrübt, sich vor den Lautsprechern drängten, wurden die Sorgen des Alltags genommen, niemand hatte seine Schulden bezahlt und niemand den Winterrock aus dem Versatzamt ausgelöst, aber für diese zwei Stunden dachte niemand daran, der Atem der Großstadt ging nur verhalten, und Aufregung und Spannung lösten sich schließlich in Zufriedenheit auf.“³⁰

Die Sensation des Live-Berichtes, die Öffentlichkeit des Übertragungsspektakels und das umfassende Interesse aller Schichten hatten zumindest für diesen einen Tag die Rezeptionsmuster des ansonsten bürgerlich konnotierten Radios verändert, wie das *Sport-Tagblatt* erkannte:

„Radiohören ist im allgemeinen eine besinnliche und einsame Beschäftigung. Im stillen Kämmerlein läßt man mit Ergebenheit über sich ergehen, was Radio Wien eben zu bieten hat. Bei dem Hörspiel, das die ‚Ravag‘ gestern zwischen 15 Uhr 15 Min. und 17 Uhr gesendet hat, war das ganz anders. Niemand wollte in stiller Zurückgezogenheit Ohrenzeuge des großen Länderspiels werden, jeden drängte es hinaus, in die Kaffeehäuser, auf die Straßen, oder man lud sich ein paar Freunde ein, jeder spürte sofort, daß dieses Länderspiel keine Sache sei, die nur ihn oder einen einzelnen anging, jeder suchte Gleichgesinnte.“³¹

Wie bei der Übertragung des Zeppelin-Fluges zwei Jahr zuvor hatte das Radio sein massenmobilisierendes Potential unter Beweis gestellt.

Dass aus der Übertragung ein lokales Wiener Spektakel entstehen konnte, dafür war freilich auch die Art und Weise des Kommentars von Willy Schmieger verantwortlich zu machen. Trotzdem seine Stimme ja in weiten Teilen Europas zu vernehmen war, verzichtete er keineswegs auf Wienerischen Lokalkolorit, so als ob er seine Schilderung eben doch primär für seine Wiener Landsleute gestalten würde. Eine Passage aus dem Roman ‚Sindelar, der papierene Heerführer‘ von Fritz Walden gibt uns Einblick in die Umstände und den Reportagestil Willy Schmiegiers, der im Gegensatz zu den Printjournalisten hoch oben in den Kommentatorkabinen des Stadions sein Mikrofon an der Laufbahn aufgestellt hatte und somit zwar unmittelbar am Geschehen war, aber durch die Hektik rund um ihn manchmal die Übersicht verlor. Zu Beginn des Spieles ließ Schmieger, wie mit ihm ganz Österreich, erkennen, wie sehr ihn die Bedeutung des Ereignisses verunsicherte. Sein üblicher Humor schien ihn verlassen zu haben: „Jetzt! ... jetzt! ...halts die Daumen, meine lieben Hörer! ... die erste schöne Aktion vom Sindelar ... sehr schön! ... leider is nix wordn! ...“. Erst mit dem Aufkommen des öster-

²⁸ Neues Wiener Tagblatt, 8.12.1932, 6.

²⁹ Hans Gastgeb: *Panem et Circenses*. In: *Der Kampf* 26, Heft 1/1933, 36.

³⁰ Sport-Tagblatt, 8.12.1932, 5.

³¹ Sport-Tagblatt, 8.12.1932, 4f.

reichischen Teams nach der Halbzeitpause kam auch Schmieger langsam in Form: „Kreuzbimlbamm! Man könnt die Pokerlfrass kriegen! ... Ich bitte um Entschuldigung, meine lieben Hörer, aber Karli hat eben, drei Meter vor dem englischen Tor stehend, um ein mittleres Scheunentor danebeng'schossen ... Aber Karli!“³²

Angesichts der Unmittelbarkeit der Übertragung hatte das Radio die Printmedien klar übertrumpft, die erst mit halbtägiger Verspätung ihre Kommentare, freilich mit den ersten unscharfen Funkbildern versehen, nachliefern konnten. So hatte der Live-Bericht auch Einfluss auf den Zeitungsjournalismus, der akzeptieren musste, dass die Radioübertragung die Möglichkeiten der geschriebenen Nachricht weit in den Schatten gestellt hatte. Besonders das *Sport-Tagblatt* sah sich durch die neue Technik des Radios unter Druck und verteidigte das geschriebene Wort, denn das „große Ereignis läßt sich natürlich nicht im Rahmen eines telephonischen Berichtes, auch wenn er noch so umfangreich ist, abtun. Wir werden also in der morgigen Ausgabe unsres Blattes noch immer über die Leistungen, (...) aber auch über die Nebenumstände dieses sportlichen Weltereignisses zu erzählen haben (...). Erst dann, wenn alle diese anscheinend nebensächlichen Dinge besprochen sein werden, dann wird auch der Fernstehende das richtige Bild von der Bedeutung des Heldenkampfes unsrer elf Spieler gewinnen“.³³

Im Mittelpunkt: Österreich

Letztlich verlor das österreichische Team, das in der ersten Hälfte sehr verhalten und furchtsam gespielt hatte, nach der Halbzeit aber zu seiner gewohnten Form fand, nur knapp und so endete das ‚Jahrhundertspiel‘ um die Hegemonie im Fußball „mit einer 3:4-Niederlage des österreichischen Wunderteams, also einem Unentschieden, was die Frage der Hegemonie betraf, also, wenn man es recht betrachtet, mit einem moralischen Sieg der Österreicher“.³⁴ Johann Skocek und Wolfgang Weisgram resümieren weiter über das Spiel von Stamford Bridge:

„Die Wirkung dieses Spiels auf die Zeitgenossen muß ungeheuer gewesen sein (...) Die massenmedial vermittelte, propagandistisch ausgenützte Nationalgefühlserweckung hatte in mehrfacher Hinsicht ihren Platz gefunden“³⁵, formulieren sie im Hinblick auf die Funktion des Heldenplatzes im Dezember 1932 und dann im März 1938. Und an anderer Stelle heisst es: „Spätestens, allerspätstens am 7. Dezember 1932 trat ein österreichisches Nationalgefühl in die Geschichte ein“.³⁶

Fünf Tage nach dem Spiel traf das ‚Wunderteam‘, das dazwischen noch ein Gastspiel in Brüssel gegen Belgien mit 6:1 gewonnen hatte, am Westbahnhof ein und wurde von zehntausenden Anhängern enthusiastisch empfangen. Auch Bundeskanzler Dollfuß begrüßte die Spieler „als Repräsentant eines Staates, der – wie der Empfang zeigte – auf dem Weg ist, in aller Welt als ‚Fußballand‘ zu gelten“.³⁷ Angesichts des Trubels war allerdings fraglich, ob wenigstens die Spieler seine Worte überhaupt vernommen hatten, was aber ohnedies nebensächlich schien, wussten doch ohnedies alle Anwesenden, was diese Fußballmannschaft, auch für Österreich, geleistet hatte. Hunderttausende säumten dann die Mariahilferstraße, als die Mannschaft mit dem Bus vorbeifuhr. Alle wollten die Spieler sehen und sie berühren, sodass sogar die Scheiben des Autobusses zu Bruch gingen.³⁸

Dass es bei diesem Länderkampf nicht nur um den Sport gegangen war, schien von vornherein klar: „Man fühlt es, man weiß es, nicht um den Sieg in einem Fußballmatch geht es, sondern um den ganzen Komplex eines großen Einsatzes, um Ehre und Anerkennung im Auslande, aber auch um große materielle Vorteile, die dem heutigen Zeitgeist entsprechend die sichere und logische Auswirkung eines sportlichen Erfolges“ sein würden. Man sah zudem Österreich nicht als einziges Land, das sich seine Geltung über den Sport zu erringen trachtete, denn man erinnerte sich, „daß erst durch die großartige sportliche Leistung des finnischen Läufers Nurmi die ganze Kulturwelt auf das kleine Finnland und seine ‚gesunde Physis‘ aufmerksam geworden ist. Nun, auch das

³² Fritz Walden (eig. Franz Drobilitsch): *Sindelar, der papierene Heerführer*. Wien 1949, zit. nach Skocek/Weisgram, *Wunderteam Österreich*, 95.

³³ *Sport-Tagblatt*, 8.12.1932, 4.

³⁴ Skocek/Weisgram, *Wunderteam Österreich*, 98.

³⁵ Ebd., 24.

³⁶ Ebd., 194.

³⁷ Steiner, *Reisetagebuch im Fußballfieber*, 28.

³⁸ Ebd.

kleingewordene Oesterreich hat eine solche gesunde Konstitution...“.³⁹ Aber auch wenn hier der Sport und besonders der SportlerInnenkörper wie so oft an Natur und Biologie rückgebunden wird, wurde aus der ‚österreichischen Natur‘ doch wesentlich mehr hergeleitet als nur eine physische Überlegenheit.

Der Fußball, so formulierte denn auch das *Wiener Tagblatt*, sei der neue „Weltdiplomat“ im Dienste Österreichs:

„Ein Klischee beherrscht das Urteil über uns, wir sind und bleiben liederfrohe Phäaken, die gute Musik exportieren, immer jammern, immer in Geldverlegenheit sind und doch gut leben. Oesterreich, das ist (...) eine Art großes Heurigerndorf (...) Es ist deshalb doppelt erfreulich, daß Oesterreich in den letzten Jahren einen neuen, international sehr begehrten Exportartikel zur Verfügung hat, den Fußballsport. Man unterschätze ja nur nicht die Bedeutung, die darin liegt, daß die österreichischen Fußballer in London allgemeine Aufmerksamkeit erregen, daß die ganze Sportwelt das Resultat des (...) Länderspiels mit fieberhaftem Interesse erwartet (...) Das ist Werbearbeit für Wien und Oesterreich, die von einer derartigen Fußballexpedition verrichtet wird, Propaganda für unser kleines Land, mehr Wert als Berge von Büchern und Broschüren und Dutzende von Verkehrswerbubureaus.“⁴⁰

Schon vor dem Spiel wurde neben dem sportlichen Erfolg des ‚Nationalteams‘ auch ein bis dahin kaum gekanntes nationales Bewusstsein präsentiert: Österreich konnte sich über den Umweg des Fußballs nach innen wie nach außen als Staat, ja ansatzweise sogar als Nation inszenieren und trug verbal wie symbolisch die Zeichen des Österreichertums: So erschienen die wenigen nach London gereisten Fans „mit einer Unzahl von kleinen und einer überdimensionalen österreichischen Fahne, etliche trugen rot-weiß-rote Kokarden im Knopfloch“.⁴¹ Auch in Österreich selbst war die Aufbruchsstimmung gewaltig, weil nach über 15 Jahren der politischen, ökonomischen und kulturellen Misserfolge endlich wieder – und erstmals in der jungen Republik – ein Aspekt auftauchte, der eine gemeinsame Leiden-

schaft entfachen konnte, weil „wir Oesterreicher, die ja auf so vielen Gebieten zurückgedrängt wurden, es nun als Genugtuung empfinden, daß unsere Vertreter wenigstens auf einem Gebiete mit jenen des stolzen England konkurrenzfähig sind“.⁴² Das mühsam konstruierte nationale Gefühl wurde im Überschwang der Gefühle sogar noch ausgedehnt, sah man sich doch sogar als Bote „Europas“, denn „noch niemals wurde eine Mannschaft von so einmütigen Wünschen eines ganzen Kontinents getragen, wie diesmal unsere Nationalmannschaft“.⁴³

Selbst die *Arbeiter-Zeitung* musste der Begeisterung ihrer LeserInnenschaft für das Spiel der Professionalteams mit ausführlichen Vor- und Nachbesprechungen Tribut zollen. Sogar dem nationalen Werbewert musste man einige Zeilen widmen: Natürlich werde der Ausgang des Spiels keine realen Veränderungen bewirken, „die Welt wird weder so noch so untergehen und Oesterreich wird weder so noch so geholfen sein. Aber tadelt darob nicht die Menschen, tadelt nur die Armseligkeit der Zeit, die den Menschen kein höheres Ideal zu geben vermag! Im Rahmen dieser Zeitbedingungen, in der Enge und Kümmerlichkeit des Daseins, müssen notwendig auch die Ideale eng und kümmerlich sein. Wenn man gerecht ist, muß man anerkennen, daß diese ‚Wikingerfahrt‘ eines österreichischen Fußballfahnleins in das stolze Albion ein, sei es noch so bescheidener Versuch ist, die Enge und Kümmerlichkeit des Daseins zu weiten. Einen Tag lang steht die klägliche Nichtigkeit Österreichs Schulter an Schulter mit einer Weltmacht, einen Tag lang spricht die Welt nicht von England, ohne gleichzeitig auch an ‚Austria‘ zu denken. Und wenn nun Austria gar gewänne...“.⁴⁴

Österreich konnte das Spiel zwar nicht für sich entscheiden, dennoch war der Achtungserfolg groß: „Oesterreich besiegt“ lautete die Schlagzeile des *Sport-Tagblatts* am 8. Dezember, doch das sei „kein Mißerfolg“ gewesen, sondern „eine grandiose, eine bewundernswerte Leistung“.⁴⁵ „Bravo Österreich!“ schrieben die internationalen Zeitungen nach dem Spiel⁴⁶ und lobten sowohl das technische Spiel als auch den Einsatz und Kampfgeist des österreichischen Teams. Doch, „was viel-

³⁹ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 8.12.1932, 2.

⁴⁰ *Neues Wiener Tagblatt*, 8.12.1932, 7.

⁴¹ Horak/Maderthaner, *Mehr als ein Spiel*, 170.

⁴² *Sport-Tagblatt*, 7.12.1932, 1.

⁴³ *Sport-Tagblatt*, 7.12.1932, 2.

⁴⁴ *Arbeiter-Zeitung*, 6.12.1932, 6.

⁴⁵ *Sport-Tagblatt*, 8.12.1932, 1.

⁴⁶ Leo Schidrowitz: *Geschichte des Fußballsportes in Österreich*. Wien, Wels, Frankfurt/M., 185.

leicht noch wichtiger ist, sie reden von Oesterreich, von den Schönheiten des Landes, von der Kunst, von der Musik, von der Tapferkeit, mit der die Bevölkerung ihre Leiden getragen hat, kurz das Spiel erweist sich als ganz gewaltiges Propagandamittel für Österreich“.⁴⁷

So hatte das Match das Renommee des ganzen Landes Österreichs, zumindest aus der Sicht der Wiener Journalistik, grundlegend gewandelt: „Österreich war gestern in aller Welt Munde“, formulierte etwa das sonst so wortgewandte *Wiener Tagblatt*, um in der Folge die später populäre Umdeutung der knappen Niederlage in einen Sieg für Österreich vorwegzunehmen, indem „die knappe Niederlage einem ehrenden Sieg beinahe gleichkommt“. Vor allem aber erhob das Tagblatt den Fußball zu einer Kulturleistung, die den Vergleich mit hochkulturellen Leistungen nicht zu scheuen brauchte:

*„Der Sport ist das jüngste Feld großartigen nationalen Wettbewerbes. Die abendländischen Völker sind nach vielen Jahrhunderten wissenschaftlichen und künstlerischen Wettseifers mit ihren großen griechischen Lehrmeistern auch zu den sportlichen Ueberlieferungen der Hellenen zurückgekehrt. Von diesen Lehrmeistern abgerundeten Menschentums lernte unser heutiges Geschlecht, daß auch in der Uebung der Körperkräfte das Beste und Entscheidende die Entfaltung von seelischen Tugenden, von Geist und Willen, darstellt. Just dieses seelische Moment im modernen Sport mußte den Oesterreicher anziehen, mußte seinen Ehrgeiz wecken (...) Das kleine Oesterreich setzt trotz seiner Armut, trotz der Beschränkung in dem Aufwande an Mitteln die Linie der österreichischen Meisterschaft in Medizin und Technik, aber auch in den Kulturwissenschaften fort“.*⁴⁸

Angesichts politischer Misserfolge und ökonomischer Krisen war es nicht verwunderlich, dass manche Medien aus dem sportlichen Erfolg Österreichs (der unabhängig war vom konkreten Ausgang des ‚Jahrhundertspiels‘) einen Denkmittel für die Politik(er) machen wollten. Das betraf einerseits die sozialdemokratische Presse, aber auch bürgerliche und nationale Blätter, die nach-

drücklich die populärkulturelle Eigenmächtigkeit des Sportes und der „unbewußten Abgründe des Volkslebens“ hervorhoben und bestätigten: „Vor allem sollten die gelernten Politiker daraus lernen. Die teilen das Volk in politische Kategorien ein und leben in dem Irrwahn, daß es die politische Einstellung sei, die den Einzelnen in seinem Handeln, Denken und Fühlen am meisten beeinflusst. In Wirklichkeit aber steht in der Interessenskala das politische Interesse gar nicht in der vordersten Reihe“. So sollte sich die Politik viel

mehr um die wirklich wichtigen Dinge des Lebens kümmern, um Privatleben und Familie, um Beruf und Arbeit, und eben um „Liebhabereien, (...)“

die das Leben erst lebenswert machen, sozusagen das Weekendinteresse“.⁴⁹

Ein einfaches Spiel von elf Leuten, die 90 Minuten ihr Bestes gaben, hatte ein verunsichertes und gespaltenes Land ansatzweise in eine Nation verwandelt. Doch im Grund war auch das Fußballspiel nur der Anlass zur Entstehung eines nationalen Bewusstseins. Denn weil das auslösende Ereignis im (damals noch) fernen London stattfand, bedurfte es eines Mediums, und das bedeutet, dass das Ereignis selbst nicht unmittelbar auf die Menschen wirkte. Was wirkte, waren die Schwingungen, die in Wien wie im übrigen Österreich aus den Lautsprechern kamen: „Keine politische, ideologische, ideengeschichtliche, also inhaltliche Determinante weckt das Nationalgefühl, sondern eine Stimme: das Radio. Am 7. Dezember 1932 erlebten die Massen am Heldenplatz das Spiel an der Stamford Bridge, aber sie erlebten es über das Radio. Die Unmittelbarkeit des Erlebens floß aus den Lautsprechern, der Eindruck entstand durch Willy Schmieggers Schilderung“.⁵⁰

Freilich wurde die Euphorie des Dezember 1932 in den folgenden Wochen und Monaten abgeschwächt, teils durch private, teils durch politische Geschehnisse. Trotz des kurzfristigen Erfolgs also „konnte dem ‚österreichischen‘ Team (...) im Prozeß der Formierung nationaler Identität nicht auch nur annähernd eine Rolle zukommen wie

⁴⁷ *Sport-Tagblatt*, 7.12.1932, 2.

⁴⁸ *Neues Wiener Tagblatt*, 8.12.1932, 1.

⁴⁹ *Wiener Allgemeine Zeitung*, 8.12.1932, 1.

⁵⁰ Skocek/Weisgram, *Wunderteam Österreich*, 197.

den jeweiligen Pendants in der Tschechoslowakei, in Ungarn und in einem bestimmten Sinn auch im faschistischen Italien. Nicht zuletzt deshalb, weil es ein Bewußtsein von einem Österreich in dieser realen Form und in diesen konkreten Grenzen wenn überhaupt dann erst in Ansätzen gab und es dem Austrofaschismus vorbehalten blieb, seine Konzeption einer ‚Österreich-Ideologie‘ ebenso widersprüchlich wie erfolglos als Legitimationsinstrument des autoritären Ständestaatsexperiments durchsetzen zu wollen“.⁵¹ Die große Differenz zwischen der andeutungsweisen Präsenz eines Nationalgefühls im Wien des Dezember 1932 und den politischen Versuchen der Schaffung eines Österreichbewusstseins als besserer deutscher Staat durch die Vaterländische Front ab dem März 1933 bestand freilich darin, dass hier eine alltagskulturelle Empfindung, ausgelöst durch eine sportliche wie technische Sensa-

tion, und eine staatliche oktroyierte künstliche Maßnahme kontrastiert werden.

Die Aktualität der Geschehnisse im Dezember 1932 liegt darin, dass bis heute politische und ökonomische Prämissen für die Gestaltung des Lebens nach wie vor wichtiger genommen werden als alltagskulturelle Geschehnisse oder auch technische Entwicklungen. Und deshalb ist eine von Skocek/Weisgram formulierte Anregung nach wie vor gültig: „Es wäre einen historisch-kritischen Versuch wert, den Beginn des jeweiligen modernen Nationalgefühls mit dem Einsetzen eines flächendeckenden Radio(sport)programmes (...) in Beziehung zu setzen. Und zu untersuchen, welche Veränderungen, Verdichtungen und Vergrößerungen das erste ‚Echtzeit-Medium‘ an den vorhandenen nationalen Ideologien vornahm“.⁵²

Matthias MARSCHIK

Univ.-Doz. Dr.; Studium der Psychologie und Philosophie in Wien.

Kulturwissenschaftler und Historiker. Lehrbeauftragter der Universitäten Wien, Linz und Klagenfurt. Zahlreiche Buchpublikationen und Zeitschriftenbeiträge.

Arbeitsschwerpunkte: Alltags- und Popularkultur insbesondere des Sportes, individuelle und kollektive Identitäten.

⁵¹ Wolfgang Maderthaner: *Österreich in den Beinen und im Kopf: Fußball*. In: *Österr. Zeitschrift für*

Geschichtswissenschaften 6, Heft 1/1995, 128.

⁵² Skocek/Weisgram, *Wunderteam Österreich*, 198.

Erich Kunsti – Wegbereiter „lebendiger“ Radioberichterstattung

Gisela Säckl



Abb. 1:
Erich Kunsti

Mit der Gründung der RAVAG, der österreichischen Radio-Verkehrs AG, im Jahre 1924 wurde eine neue Ära eingeläutet: die der elektronischen Medien. Durch die schnelle Übertragung eröffneten sich neue Wege der Berichterstattung, die ungeahnte Möglichkeiten boten und heutzutage nicht mehr wegzudenken sind. Die Beginne des Radios, sein Werdegang zu einem Medium, das zu Propagandazwecken missbraucht und doch oder gerade deswegen eine so rasante Entwicklung erfahren hatte, bergen eine Vielzahl von Errungenschaften nicht nur auf technischem, sondern vor allem hinsichtlich der Produktion von akustischen Berichten.

Eine der Persönlichkeiten, die von den Gründungstagen an und in weiterer Folge in den entwicklungstechnisch interessantesten Jahren der RAVAG aktiv zur Radioberichterstattung beitrugen, ist Erich (von) Kunsti. Am 2. November 1881 in Pola (Pula) als Sohn des Vizeadmirals Alois von Bonda-Kunsti geboren, absolvierte er das Gymnasium und die Marineakademie in Fiume und wurde aktiver Seeoffizier¹. Pola war zu dieser Zeit der größte k. und k.-Kriegsmarinehafen und das Marine-Technische-Comité der hiesigen Kriegsmarine leistete vor allem auf dem Gebiet der Entwicklung des Funkwesens Pionierarbeit. Bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden über 50 Kriegsschiffe aller Bootsklassen mit Funkstationen beteiligt und darüber hinaus wurden in den Jahren 1908 bis 1912 drei weitreichende Großsendestationen entlang der dalmatinischen Küste in Pola, Sebenico und Cattaro errichtet². Kunsti steigt während des Ersten Weltkriegs zum Linienschiffsleutnant, später zum Korvettenkapitän und Kommandant der Seefliegerschule auf. Nach Kriegsende und dem Auseinanderbrechen des Vielvölker-

staates und der Armee, tritt die Republik „Deutsch-Österreich“ neben einem kleinen Teil an materiellem Erbe, wie beispielsweise der militärischen Sendestation am Laaerberg in Wien, auch ein „beträchtliches personelles Reservoir zum Teil hochqualifizierter Funkmannschaften, Chargen und Offiziere, die der Republik ihre Dienste anboten“⁴ an. Auch Kunsti, der anfangs als Angestellter der Sachdemobilisierung von Kriegsmariniegütern arbeitet, wird 1924 vom RAVAG von seinem Freund und ersten Präsidenten der RAVAG Eduard Heini, sowie Generaldirektor Oskar Czeija zum Rundfunk geholt⁵. Nach zahlreichen Probensendungen nimmt die RAVAG am 1. Oktober desselben Jahres den offiziellen Sendebetrieb auf.⁶ Der zunächst als Koordinator und später als Leiter der Nachrichtenabteilung eingesetzte Erich von Kunsti macht seine ersten Erfahrungen mit dem Medium Radio und teilt seinen Aufgabenbereich zunächst in zwei zentrale Teile. In einem Bericht in der seit 19. Oktober 1924 erscheinenden begleitenden Programmzeitschrift *Radio Wien* unterscheidet er:

„(...) zwei gesonderte Gruppen des Nachrichtendienstes (...): Den permanenten Nachrichtendienst, das sind regelmäßig in den Programmen wiederkehrende Nachrichten, und zwar: Marktberichte – Börsen- und Devisenkurse – Produktenbörse und Warenpreise – Wetter-, Schnee- und Wasserstandsberichte – Tagesereignisse – Sportberichte – amtliche und allgemeine Verlautbarungen.“ Und die „Radioreportage: So wichtig und unentbehrlich der Nachrichtendienst des Rundfunks bereits in seiner heutigen Form ist, so findet er doch naturgemäß in den breiten Schichten des Publikums nicht den selben Widerhall wie die direkte Übertragung aktueller Ereignisse und

¹ *Ehrenbuch des österreichischen Verdienstordens*, Bd. 1/1936; S. 211.

² Vgl. Theodor Venus: *Vom Funk zum Rundfunk. Ein Kulturfaktor entsteht*. In: Isabella Ackerl/Rudolf Neck (Hg.): *Geistiges Leben im Österreich der Ersten Republik*. Wien 1986, S. 381.

³ o.V.: *Nachruf Erich Kunsti*. In: *Zeitschrift des*

österreichischen Rundfunks vom 17.12.1955, Heft 51, S. 2.

⁴ Venus, *Vom Funk zum Rundfunk*, S. 384.

⁵ Michael Schmolke: *Wegbereiter der Publizistik in Österreich. Autoren mit ihren Arbeiten von Joseph Alexander von Helfert bis Wilhelm Bauer*. St. Johann/Pongau 1992, S. 164.

⁶ o.V.: *Ravag-Tagebuch*, Radio Wien, Sonderheft, S. 50.

sportlicher Veranstaltungen, die unter der Bezeichnung „Rundfunkreportage“ zusammengefasst werden können. (...) Die Rundfunkreportage übertrifft die Rundfunknachricht noch dadurch, dass sie nicht rekonstruieren muss, sondern durch Übertragung des ganzen Stimmungsbildes eines Ereignisses unmittelbar miterleben lässt“

Kunstis Passion für die Übermittlung von Stimmungsbildern sollte sich in den nächsten Jahren noch weiterentwickeln. Vor allem Sportübertragungen, deren Vorteil der darin sah, dass „dem Publikum in der kürzesten Zeit die Resultate der Wettkämpfe mitgeteilt werden und dass es ihm ermöglicht wird, die Ereignisse am Sportplatze unmittelbar zu verfolgen“,⁸ waren seine Hauptanliegen. „Besonders wirksam sind jene Veranstaltungen, in denen das Kampfmoment unmittelbar zum Ausdrucke kommt, wie Fußball, Handball, Hockey und Wasserball.“⁹

Immer wieder von Kunsti betont ist die Wichtigkeit des Sprechers bei derartigen Veranstaltungen: „Es genügt nicht, dass der Radioberichter-erstatte ein vollkommener Fachmann sei; die Hauptaufgabe des *Sportsprechers* besteht darin, durch *lebendige Schilderung* aller Ereignisse ein derart anschauliches Bild zu übermitteln, dass sich seine Hörer nicht nur als Ohren-, sondern auch als Augenzeugen des Kampfes wännen. Spannung, Erregung, Hoffen und Enttäuschung der Zuseher müssen in der Stimme des Sprechers mitschwingen. Wird der Sprecher all diesen sicherlich nicht gelingenden Anforderungen gerecht, ist auch der Erfolg der Übertragung gesichert.“¹⁰

Kunsti ist es auch, der eine seiner Ansicht nach optimale Sportübertragung mittels zweier Doku-

mentatoren formuliert: „Wenigstens einer der Sprecher muss über ganz ausgezeichnete Fachkenntnisse verfügen, um den Verlauf des Kampfes mühelos verfolgen und ihn auch in richtiger und lebendiger Art wiedergeben zu können. Es ist selbstredend oft nicht der Fall, dass sich Erfahrung und Wissen des Fachmannes mit der Gabe des Sprechers vereinigen. Schon aus diesem Grunde hat sich die Verwendung von zwei Sprechern als vorteilhaft erwiesen.“¹¹

Nach dem frühen Tod von Leopold Richtera im April 1930 übernimmt Kunsti dessen Stelle als Programmdirektor der RAVAG. Zu Kunstis Vertreter wurde Paul Bellak, der auch mit dem Presereferat betraut wurde, ernannt.¹² Richtera hatte zuvor seit dem Tod des ersten Programmleiters Generalmajor Redlich-Redensbruck im Juni 1926 das Amt des Direktors der Programmleitung inne gehabt und sich ebenfalls mit der Übermittlung von „Stimmungsbildern“ im Radio

beschäftigt. Das von ihm als regelmäßiger Programmpunkt eingeführte „Wandernde Mikrophon“ sollte, wie er es in einem Bericht ausdrückt, „als Ohr der Welt, das jedes bedeutsame Ereignis abhorcht, das sich irgendwo abspielt“,¹³ fungieren. Mit der Übertragung des „Nachtigallengesanges aus einem alten Park“¹⁴ wurde das „Wandernde Mikrophon“ am 15. Mai 1929 offiziell ins Programm aufgenommen.

Durch die fortschreitenden technischen Möglichkeiten wurden in der Folge zahlreiche Naturphänomene akustisch dokumentiert, „denn das Mikrophon herrscht nicht allein in seinem ureigensten Reich, dem Studio, sondern hat sich von dieser Bindung befreit und ist in die weite Welt hinausgetreten, um allen Geschehnissen folgen zu können.“¹⁵

So hatten die Hörer unter anderem die Gelegenheit, einen „Pürschgang mitzuerleben, das

Durch die fortschreitenden technischen Möglichkeiten wurden in Folge zahlreiche Naturphänomene akustisch dokumentiert.

⁷ Erich Kunsti: *Nachrichtendienst und Radioreportage*. In: *Festschrift Radio Wien*, 6. Jg., Heft 1, S. 48.

⁸ Erich Kunsti: *Sportübertragungen*. In: *Radio Wien*, 6. Jg., Heft 5, S. 1.

⁹ Ebd.

¹⁰ o.V.: *Sport im Radio*. In: *Radio Wien*, 5. Jg., Heft 42, S. 1.

¹¹ Kunsti, *Sportübertragungen*, S. 2.

¹² o.V.: *Neues von Radio Wien/ Die Programmleitung der „RAVAG“*. In: *Radio Wien*, 6. Jg., Heft 39, S. 1.

¹³ Leopold Richtera: *Das Wandernde Mikrophon*. In: *Radio Wien*, 5. Jg., Heft 32, S. 4.

¹⁴ Richtera, *Das Wandernde Mikrophon*, S. 4.

¹⁵ Ebd.

Röhren der Hirsche zu hören und die Klänge der Mariazeller Orgel und Glocken zu vernehmen.“¹⁶ Die in diesem Zusammenhang durchgeführten „Rundfunkexperimente“ in Zusammenarbeit mit Wissenschaftlern, wie dem damaligen Leiter der Wissenschaftsabteilung, Wilhelm Wolf, eröffneten weitere Berichterstattungsmöglichkeiten. Es konnten nun auch andersartige physikalische Erscheinungen, etwa elektro-biologische, in akustische umgewandelt werden. Durch elektrische Verstärker wurden selbst die leisesten Geräusche zu einer solchen Lautstärke gesteigert, dass es möglich war sie im Radiogerät des Rundfunkhörers wahrzunehmen. Die Zuhörer konnten auf diese Weise selbst „das Gras wachsen hören“.¹⁷

Einer der ersten mit Hilfe mehrerer Mikrophone und Sprecher gesendeten Radioberichte, eine von der Regie und vom technischen Aufwand her anspruchsvolle Übertragung, war die Österreichfahrt des Luftschiffes „Graf Zeppelin“ am 2. Mai 1929. „Die Sicherstellung der wechselseitigen Verbindung zwischen Luftschiff – Flugzeug – Flugfeld – Betriebsraum der ‚Ravag‘ und Beobachtungsstation auf dem Dache des Konzerthauses bedurfte ganz besonderer technischer Voraussicht, die mit allen möglichen Zwischenfällen rechnen musste.“¹⁸ Die technischen Errungenschaften halfen bei einer problemloseren Verbindung zwischen den einzelnen Sendestationen, dennoch bedurfte es noch reiflich überlegter und penibel geplanter Vorarbeit.

Die erste Bewährungsprobe für Kunsti als Programmdirektor und Leiter der neugeschaffenen „Aktuellen Abteilung“ stellte die Großübertragung „Das festliche Salzburg“ dar. Eine Übertragung der Salzburger Festspiele mit einer bis dahin völlig neuartigen technischen Unterstützung: einem neuen Senderauto und einem fahrbaren Kurzwellensender.

„Unterdessen ist das Radioauto auf den Kapitelplatz gefahren. Professor Schmieger und Dr. Paumgartner sind unter Anwendung ihrer turnerischen Fähigkeiten durch die Luke aufs Dach

hinaufgeklettert. Der transportable Sender im Wagen ist in Tätigkeit, die eng um das Dach laufende Antenne strahlt, der Empfänger auf dem Mönchsberg ist bereit, die Sendung an die ganze Welt weiterzugeben. Wieder ein Klingelzeichen durch ein tragbares Telephon. Los! Der Wagen beginnt seine erste Fahrt; ein neues Wunder der Technik! Losgelöst von allen hindernden Leitungen zieht der Wagen seinen Weg, und jedes Wort, das die beiden Männer auf der Terrasse des Daches sprechen, geht hinaus ins Unbegrenzte!“¹⁹

Später mit Tonaufnahmegeräten bestückt, legte das Sendeauto allein im Jahre 1934 um die 8000 Kilometer zurück, um Tonaufnahmen für Hörberichte und Querschnitte anzufertigen. Die Möglichkeit der Aufzeichnung auf Schallplatte öffnete wiederum neue Wege der Berichterstattung, die eine noch präzisere Planung der Übertragung erfordert, dafür aber auch einen reibungsloseren Ablauf gewährleisten konnte. Probeweise wurden bereits im Oktober 1928 die ersten Schallplatten-sendungen der RAVAG übertragen, die im Dezember des darauf folgenden Jahres regelmäßig gesendet wurden. Anfänglich noch mit genau zu reihenden Wachsplatten, kam im September 1931 der „Tonfilm“ erstmals zum Einsatz. Dies stellte eine weitere Vereinfachung der Vorarbeit für einen Bericht und die Zusammenstellung einer Übertragung dar, „(...) da die ausgewählten Teile aneinandergeklebt werden, so dass sie bei der Sendung keine besondere Überblendung erfordern.“²⁰

Ein weiteres nicht unbedeutendes Thema beginnt nun langsam Form anzunehmen: der Programmaustausch mit anderen Sendern. Im November 1930 werden mit der Ringsendung München-Wien neue Möglichkeiten des Programmaustausches erprobt. Ein Jahr später beginnt der Programmaustausch mit der National Broadcasting Company in New York.

Kunsti leitet die am 8. Mai 1932 ausgestrahlte Hörfolge „Vorarlberg und Bodensee – eine Fahrt in den Frühling“ – ein weiter Meilenstein in der

¹⁶ Erich Kunsti: *Aktueller Dienst im Rundfunk*. In: *Radio Wien*, 6. Jg., Heft 50, S. 1.

¹⁷ Ernst Glaser: *Die Kulturleistung des Hörfunks in der Ersten Republik*. In: Isabella Ackerl/Rudolf Neck (Hg.): *Geistiges Leben in Österreich in der Ersten Republik*. Wien 1986, S. 35.

¹⁸ Kunsti, *Nachrichtendienst und Radioreportage*, S. 49.

¹⁹ o.V.: *Was man nicht hörte*. In: *Radio Wien*, 6. Jg., Heft 45, S. 1.

²⁰ Vgl. Erich Kunsti: *Achtung, Aufnahme*. In: *Radio Wien*, 11. Jg., Heft 36, S. 1.

Geschichte des Rundfunks und vor allem des Programmaustauschs. Der Schweizer Rundfunk, die Bayerische Funkstunde, der Südfunk und die RAVAG arbeiteten gemeinsam an dem Bericht über das „Ländle“.

„Fernkabel, Freileitung, neun über das weite Gebiet verstreute Mikrophonaufstellungen, Kurzwellensender, Schallplatten, sie alle wirken zusammen, um diese großangelegte Hörfolge entstehen zu lassen. (...) Zum erstenmal dehnt sich eine Reportage über einen so großen Raum, zum erstenmal haben sich vier Rundfunkgesellschaften dreier Länder zusammengetan, um ein solches Hörbild zu schaffen.“²¹

Die Reportage startete in St. Christoph und führte die Hörschaft über Bludenz nach Feldkirch weiter bis nach Bregenz, wo die „größte Rundfunkreportage, die bisher in Europa durchgeführt wurde“,²² endete. Die Technik und eine zweimonatige Planung machen die Reportage möglich. Kunsti ist wesentlich an der Umsetzung der Hörfolge beteiligt, deren Entstehung in einem Artikel der Programmzeitung *Radio-Wien* wie folgt erläutert wird:

„Zunächst wurden in Wien an Hand einer Spezialkarte und in Zusammenarbeit der Programmleitung mit der Technischen Direktion die Punkte in Aussicht genommen, die (...) für die Aufstellung von Mikrophonen in Betracht kamen. Dann folgte die sogenannte Begehungsreise, die den Zweck hatte, sich mit den orts- und landeskundigen Faktoren Vorarlbergs ins Einvernehmen zu setzen und die in Aussicht genommenen Übertragungspunkte auf ihre Verwendbarkeit zu untersuchen. Nach dieser Begehungsreise wurde in Wien bereits das zeitlich genau eingeteilte Programm der Übertragung festgelegt. Der nächste Schritt war die Bestimmung der Sprecher. Mit der Berücksichtigung der individuellen Eignung wurden nun den Sprechern die einzelnen Reportageabschnitte zugeteilt. (...) Der erste Teil unserer Hörfolge, und zwar von St. Christoph bis inklusive Feldkirch, war Schallplatten-sendung. Dornbirn und der Pfänder waren Originalreportage.“²³

Mit den immer mobiler werdenden Geräten und

technischen Innovationen änderte sich nicht nur die Größe und die Komplexität der Reportagen, es bildete sich auch ein eigenes Vokabular der Radioberichterstattung. Dabei wurden die von der Art und Weise her unterschiedlich und je nach Ereignis verschieden eingesetzten Berichterstattungsformen verwendet. Kunsti fasst die Entwicklung von der einfachen Nachricht, über den Hörbericht und der stufenweisen Entwicklung hin zum Hörfilm 1935 in einem Artikel der Programmzeitung *Radio-Wien* zusammen²⁴:

Die **Nachricht** definiert er als einfache Meldung, beispielsweise über den Ausgang eines Fußballspiels. Nach der Beendigung des Spiels wird der Radiosprecher von einem Berichterstatte via Fernsprecher über den Endstand informiert. Dieser leitet die Information kurz und ohne weitere Umschweife an die Hörer weiter.

Die nächste Entwicklungsstufe, so Kunsti, erreicht Radio Wien bereits bei der Übertragung des Boxkampfes Carpentier – Tunley im September 1924 auf der Hohen Warte. Durch einen Fernsprecher im Zuschauerraum gibt ein Berichterstatte zeitweise kurze telefonische Mitteilungen über das Geschehen ab. Diese Informationen über den Stand des Kampfes werden fallweise von einem Sprecher verlautbart. – Diese Form der Übertragung stellt für Kunsti den ersten **Ansatz zum Hörbericht** dar.

Durch das Legen von rundfunkgeeigneten Leitungen und den Anschluss an das staatliche Telefonnetz sind die Voraussetzungen für einen **Hörbericht** gegeben. Kunsti führt in diesem Zusammenhang das Länderspiel Österreich gegen Ungarn auf der Hohen Warte im Oktober 1928 an. Das am Dach der Tribüne montierte Mikrophon lässt den Hörer jede Aktion vom Anpfiff bis zum Abpfeifen des Spieles miterleben. Das von Professor Schmieger kommentierte Spiel wird unmittelbar geschildert und stellt somit den ersten Hörbericht dar. Das Spektakel kann auf diese Art gleichsam vor dem geistigen Auge des Hörers ablaufen.

Nun kommt die Technik entscheidend ins Spiel und die Erkenntnis, dass ein Hörbericht nicht nur aktuelle Ereignisse zum Gegenstand haben

²¹ Erich Kunsti: *Fahrt in den Frühling*. In: *Radio Wien*, 8. Jg., Heft 32, S. 1.

²² Ebd., S. 2.

²³ o.V.: *Hörfolge „Vorarlberg und Bodensee“*. Wie sie entstand und durchgeführt wurde. In: *Radio Wien*, 8. Jg., Heft 34, S.

22.

²⁴ Vgl. Erich Kunsti: *Nachricht-Hörbericht-Hörfilm*. In: *10 Jahre Radio Wien*, Sonderheft *Radio-Wien*, 11. Jg., Heft 1 (Festnummer), S. 26f.

muss, sondern auch Vorgänge in technischen Betrieben, das Leben in Ortschaften oder das Treiben in einer Stadt schildern. **Industriereportagen** beziehungsweise die **Städte- und Landesreportagen** bilden einen neuen Programmpunkt. Berichte über die Autofabrik in Steyr, sowie in der Serie „Österreichische Städte“ gesendete Hörberichte über die Geräuschkulisse in den Ballungszentren gehen on air. Am 12. Oktober 1929 wird die erste Industriereportage vom steirischen Erzberg durchgeführt²⁵. Im Gegensatz zu den Übertragungen aktueller Ereignisse beschränkt sich die Übertragung dieser „Hörfolgen“ nicht nur auf „eine möglichst lebendige und spannende Wiedergabe“, sondern „dient in erster Linie der Wiedergabe landschaftlicher und künstlerischer Stimmungsbilder“²⁶

Die letzte für Kunsti durch die unterschiedlichen Aufzeichnungsmöglichkeiten entstandene Form der Radioberichterstattung stellt der „**Hörfilm**“ dar. Die Bezeichnung „Film“ erscheint ihm passend, da „diese Art der Sendung ihrem Aufbau und Wesen nach Ähnlichkeit mit dem Spiel- oder Kulturfilm des Lichtspieltheaters hat“.²⁷ Im Gegensatz zum „Hörbericht“ muss die Einheitlichkeit von Raum und Zeit beim „Hörfilm“ nicht gewahrt werden, sondern es wird ein bewusst gewählter Begriff in den Vordergrund gestellt, der nun durch Gegenüberstellung und Aufeinanderfolge von unterschiedlichen akustischen Bildern in anschaulicher Weise behandelt werden kann. Im November 1933 sendet die RAVAG den ersten Hörfilm „Vom bauerlichen Herbst“.

Kunstis Bemühungen um die Übermittlung von Stimmungsbildern lassen sich nicht nur anhand seiner Versuche, akustische Stimmungen einzufangen dokumentieren. In seinem 1938 veröffentlichten Buch „Verlorener Strand“, in dem er seine Erlebnisse aus dem Ersten Weltkrieg verarbeitet, versucht Kunsti den Leser mittels gedruckter Worte in die damalige Situation hineinzuversetzen.

Industriereportagen beziehungsweise die Städte- und Landesreportagen bilden einen neuen Programmpunkt.

„Die Sonne brennt vom wolkenlosen Himmel und zeichnet die Konturen der Schiffe hart und dunkel gegen den glatten Spiegel der See. Die Kuppen der Insel von Stagno, San Andrea und Calamota, die beiden spitzen Hügel der Halbinsel Lapad treten aus dem Dunst. Wenn wir diesen Kurs weitersteuern, können wir in zwei Stunden im Hafen von Gravosa ankern. Wieder klettern Signale am Fockmast des Flaggenschiffes empor. Geht der ‚Zirkus‘ weiter? Das Schicksal hat ein Einsehen: ‚Gravosa einlaufen! Den vorgeschriebenen Ankerplatz einnehmen!‘“²⁸

Kunstis Aufgabenbereich im Radiobereich schränkte sich durch den weiteren Aufstieg Rudolf Henz' als Leiter der Wissensschaftsabteilung ein, da Henz nun vermehrt selbst die Verantwortung für die rundfunkgemäße Bearbeitung besonders sensibler politischer Ereignisse übernahm²⁹. Die wachsende politische Einflussnahme in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg äußerte sich immer mehr auch in der Programmgestaltung, insbesondere in der Einführung einer fünften Programmabteilung für „Unterhaltung“ im Mai 1937. Die Begründung für die Einführung einer solchen Abteilung wurde mit den 1931 in Zusammenarbeit mit der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle unter der Leitung von Paul F. Lazarsfeld erhobenen Daten über den Hörerwunsch, nachdem ein Programm, „wenn irgend möglich mit Darbietungen leichter und unterhaltsamer Art besetzt“ werden sollte.³⁰ So heißt es aber auch, dass

„(d)ie Entwicklung des Rundfunks, die steigenden Ansprüche der Hörer und der durch die Verbesserung der Empfangsgeräte sehr leicht mögliche Vergleich aller europäischen Programme, machen es zur Notwendigkeit, sich viel intensiver, als dies bis jetzt der Fall war, mit der Auswahl und Bearbeitung der Programme zu befassen. Langjährige Erfahrungen und Beobachtungen des Hörerpublikums haben ergeben, dass der

²⁵ o. V.: *Ravag-Tagebuch*. In: Sonderheft *Radio-Wien*, S. 50ff.

²⁶ Kunsti, *Aktueller Dienst im Rundfunk*, S. 2.

²⁷ Kunsti, *Nachricht-Hörbericht-Hörfilm*, S. 27.

²⁸ Erich von Kunsti: *Verlorener Strand*. Wien 1938, S. 81f.

²⁹ Vgl. Schmolke, *Wegbereiter der Publizistik in Österreich*, S. 164.

³⁰ Glaser, *Vom Funk zum Rundfunk*, S. 40.

überwiegende Teil der Bevölkerung, für den der Rundfunk schon mit Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse die einzige Zerstreuung bedeutet, am Unterhaltungsprogramm interessiert ist.“⁶¹

Die Hörschaft soll also trotz der kurz vor der Eskalation stehenden politischen Spannungen bei Laune zu halten, dabei wurden die Annäherungsversuche der deutschen „Reichs-Rundfunk-Gesellschaft“ (RRG) schon in den Jahren zuvor beispielsweise durch den im Juli 1937 ausverhandelten „Ausbau der kulturellen Zusammenarbeit“⁶² immer offensichtlicher.

Kurz nach Bundeskanzler Schuschnigg's Rede am Abend des 11. März 1938 implodiert die Situation und setzt mit der gewaltsamen Übernahme des Senders durch nationalsozialistische Parteiträger und Angestellte der RAVAG ein Ende. Unter anderen nun offen bekennenden Anhängern des Regimes, wie der Techniker Max Lange, gehörte auch Kunsti bereits vor dem „Anschluss“ der NSDAP an.⁶³

„Der ‚Umbruch‘ im Rundfunk aber wurde zunächst von innen her vorangetrieben. (...) Der Techniker Max Lange versuchte sofort nach dem Rücktritt Schuschnigg's, ins Bundeskanzleramt zu gelangen, um von dort Weisungen über das weitere Vorgehen zu erhalten. (...) Lange sollte ab sofort die gesamte Verantwortung für die Abwicklung aller folgenden Sendungen übernehmen.“⁶⁴

Nach der Besetzung rollten nun in der Direktion der ehemaligen RAVAG die Köpfe. Generaldirektor Oskar Czeija, der Leiter der Wissenschaftsabteilung Rudolf Henz und der literarische Direktor Hans Nüchtern, um nur einige zu nennen, wurden mit sofortiger Wirkung abgesetzt. Kunsti wurde von der „Reichs-Rundfunk-Gesellschaft“ übernommen, konnte seine Stelle als Programm- direktor jedoch nicht halten.

„Von den ehemaligen Direktoren überlebten Gustav Adolf Schwaiger (Technik) aufgrund sei-

ner unbestrittenen technischen Leistungen (und wohl auch nationaler Sympathien), Erich v. Kunsti (Nachrichten) und Karl Bayer (Recht), die den Nazis tragbar erschienen, jedoch von ihren Posten entfernt und im Einkommen beschnitten wurden.“⁶⁵

Kunsti wurde der kaufmännischen Abteilung des Reichssenders Wien zugeteilt, übersiedelte jedoch nach Kriegsausbruch nach Berlin, wo er Zensuraufgaben gegenüber der Auslandspresse erfüllte und im Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda eine hohe Position inne hatte.⁶⁶ Vom Anfang der 40er Jahre bis Kriegsende diente er dann im Rahmen des militärischen Abwehrdienstes unter Admiral Wilhelm Canaris. Welche Funktion er unter Canaris hatte, konnte leider nicht eruiert werden; es ist jedoch anzunehmen, dass er durch seine Erfahrungen im ersten Weltkrieg als Linienschiffsleutnant und Seeflieger eingesetzt wurde. Seine nationalsozialistische Gesinnung und sein wenig dokumentiertes Vorleben als Anhänger der NSDAP sollten sich in seiner späteren beruflichen Laufbahn als Radiojournalist negativ auswirken.

Nach Kriegsende 1945 formierten sich in den vier Besatzungszonen eigenständige regionale Sendergruppen. „Radio Wien“ in der russisch besetzten Zone, die Sendergruppe „Alpenland“ in der Steiermark und in Kärnten sowie die Sendergruppe „West“ in Tirol und Vorarlberg. Kunsti konnte beim Salzburger Regionalsender „Rot-Weiß-Rot“, der unter amerikanischer Schirmherrschaft geführt wurde, kurzzeitig Fuß fassen und unter der Leitung des „Radio Chiefs“ Hans R. L. Cohessen seine Erfahrungen in der Radioberichterstattung und Organisation von Hörberichten nutzen. Fahrlässig durchgeführte Überprüfungen der politischen Vergangenheit des zur Verfügung stehenden Personals ermöglichten es Kunsti bis 1946 im Sender zu bleiben. Durch das Bekanntwerden seiner Einstellung beim Reichssender Wien und seiner Bewerbung bei der Reichsschrifttumskammer⁶⁷ musste er dem Radio den Rücken zukehren. Kunsti lebte

⁶¹ Theodor Venus: *Bis zum Ende gespielt. Zur Geschichte des „Reichssenders Wien“ im Dritten Reich*. In: Oliver Rathkolb/ Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell (Hg.): *Die veruntreute Wahrheit*. Salzburg 1992, S. 108.

⁶² Theodor Venus: *Von der „Ravag“ zum „Reichssender Wien“*. In: Emmerich Talos/ Ernst Hanisch/Wolfgang Neugebauer: *NS-Herrschaft in Österreich*. Wien 1988, S. 303.

⁶³ Vgl. Andreas Ulrich: *Modernes Radio? US-amerikanische*

Rundfunkpolitik in Österreich (1945-1955) am Beispiel der Sendergruppe „Rot-Weiß-Rot“. Studio Wien. Dipl.Arbeit. Univ. Wien 1993, S. 23.

⁶⁴ Ebd. S. 113f.

⁶⁵ Venus, *Von der „Ravag“ zum „Reichssender Wien“*, S. 307.

⁶⁶ Vgl. Ulrich, *Modernes Radio?* S. 23.

⁶⁷ Gauakt Erich von Kunsti, Österreichisches Staatsarchiv, Bestand AdR (Archiv der Republik).

und arbeitete bis zu seinem Tod am 14. November 1955 unter anderem als Geschäftsführer des Österreichisch-Italienischen Wirtschaftsinstitutes, war jedoch nicht mehr journalistisch tätig.

In einem Nachruf in der Zeitschrift des Österreichischen Rundfunks heißt es über Erich Kunsti:

„(...) sein durch viele Reisen geschärfter Weitblick und der Sinn für aktuelle Fragen, seine guten Sprachkenntnisse, seine vorzügliche gesellschaftliche Schulung, Ruhe und Klarheit in gegebenen Weisungen, reiche organisatorische Erfahrungen. Sein Name wird mit den Entwicklungsjahren des Österreichischen Rundfunks stets aufs engste verbunden bleiben und dankbar genannt werden.“³⁸

Gisela SÄCKL

Geboren 1981 in Linz, Oberösterreich. Während der Schulzeit Redaktionsmitglied des Jugendmagazins „Jump“. Matura im Jahr 2000, danach Beginn des Studiums der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft kombiniert mit Anglistik und Soziologie an der Uni Wien. Volontariat beim „Aktuellen Dienst“ im ORF Landesstudio Oberösterreich im Sommer 2001. Seit 2002 Redaktionsmitglied im Bereich Film bei www.videofreak.net, seit Juli 2004 Mitglied der Filmredaktion bei www.allesfilm.com.

³⁸ o.V.: *Nachruf Erich Kunsti*. In: *Zeitschrift des österreichischen Rundfunks* vom 17.12.1955, Heft 51, S. 2.

„Je mehr es Banales gibt, desto mehr sehnen sich die Leute nach etwas Vernünftigerem“

Alfred Treiber, Kultur- und Programmchef von Ö1, über die Geschichte, die Gründe des Erfolges und die aktuelle Entwicklung des ORF-Kultur- und Informationssenders

Das Gespräch führten Iris Hajicsek und Fritz Hausjell

Medien & Zeit: Herr Treiber, Sie haben im November 1966 beim Radio begonnen. Warum wollten Sie damals zum Radio und wie verlief dieser Einstieg?

Alfred Treiber: Ich war in der *Furche* Redakteur und habe im Radio gehört, dass Leute für das Radio gesucht werden. Nachdem ich mit der allzu konservativen Ausrichtung dieses Wochenblattes auf meinem – nämlich literarischen – Gebiet, Probleme gehabt habe, war mir das sehr recht und ich dachte: „Das machst du.“ Ich bin hingegangen und in einem Zimmer saß ein gewisser Herr Hubert Gaisbauer. Zu dem sagte ich: „Sie suchen Leute, ich suche einen Job, ich glaube, das passt!“. Da meinte er: „So schnell geht's nicht.“ Ich müsse erst einmal Probesendungen machen. Daraufhin gestaltete ich drei Kurzportraits über Werner Schneyder, über Peter Handke und Wolfgang Bauer – im 66er Jahr noch nicht ganz so berühmte Leute. Das hat Gaisbauer auf Anhieb gefallen. Seitdem war ich dann dabei. Gemeinsam mit Alfred Komarek habe ich eine neue Sendung kreiert, und wir haben damit die „legendäre“ Sendung „Hallo Teenager“ abgelöst durch eine Sendung, die hieß „Magazin für Teens und Twens“, ein reichlich merkwürdiger Sendungstitel, aber inhaltlich war das dann schon etwas anderes.

Das Umfeld das beim Radio vorgefunden wurde, war interessant: Es war ein „Kraut-und-Rüben-Sender“. Da wurde der „Landfunk“ gesendet, dann eine Symphonie, dann die Viertelstunde für die Kinder, danach eine Literatursendung und anschließend noch etwas für die Bauern, dann gab es eine Operette und so weiter. Strukturprogramme gab es damals zwar bei der BBC, nicht aber in Österreich. Es war das historische Verdienst von Gerd Bacher, 1967 die Strukturprogramme bei uns einzuführen. Für Österreich war es etwas völlig Neues, Sender nach Interessenslagen auszurichten: Ö1 damals als Kultursender, Ö2 als regionaler Sender und Ö3 – völlig neu –

als Popsender. Zu dem Zeitpunkt als ich angefangen habe gab es das noch nicht, was es gab waren zwei völlig unstrukturierte, merkwürdige Mischsender.

M&Z: Und wo waren Sie nach der Neustrukturierung im Jahr 1967?

Treiber: Wir haben von Gerd Bacher den Auftrag bekommen, eine Jugendredaktion aufzubauen und ja recht aufmüpfig und frech zu sein. Das wollte er – und so haben wir es gemacht. Er war dann im Laufe der Zeit nicht mehr so ganz begeistert von unserer Aufmüpfigkeit und so kam es mit der Zeit zu Missverständnissen.

Was in Paris und Deutschland passiert ist, mit Ausrufung der Revolution an allen Ecken und Enden, das hat es in Österreich nicht gegeben. Wir hatten eher das Bedürfnis – die Redaktion bestand ja beispielsweise aus Wolfgang Schüssel, Erhard Busek und Heide Pils, also Leute aus dem katholischen Eck – die Türen aufzureißen und frische Luft hereinzulassen. Das war mitnichten ein revolutionäres Gedankengut! Es war eine Revolution. Höchstens für den damaligen Österreichischen Rundfunk. Da sind sie ja noch mit dem Arbeitsmantel herumgelaufen, und mit Ärmelschoner. Für das Haus war es so, dass ein Haufen „Wilder“ aufgetaucht ist, die das Haus gestört haben. Vorerst war das im Sinn von Generalintendant Gerd Bacher. Dann ist es ihm ein bisschen weit gegangen, weil wir Sendungen gemacht haben wie zum Beispiel am Weltspartag eine gegen das Sparen. Weil wir meinten, es sei völlig verrückt als junger Mensch zu sparen, das Geld soll man ausgeben, das wäre vernünftiger. Das war also nicht im Sinne des Erfinders, dadurch hatten wir dann einige Schwierigkeiten. Aber im Prinzip hat das natürlich einen riesen Spaß gemacht, weil wir Dinge erfunden und gemacht haben, die es damals im ORF noch nicht gegeben hat. Das waren etwa die Sendungen der Jugendredaktion in Ö1, die dreigeteilt

war. Das eine war der politische Bereich, dann Kunst, das war mit „Talente & Tendenzen“ meine Domäne, und der dritte Bereich war Gesellschaft. Das Wichtigste war für uns aber auf Ö3 die legendäre „Musikbox“, wo ich die Spezialbox am Donnerstag gemacht habe, die sich auch mit Kunst beschäftigte: Ich hatte da alles Mögliche hereingenommen, was bis dahin in Österreich nicht oder nur rudimentär vorgekommen war – also Jandl, Artmann und wie sie alle geheißen haben. Die erste Sendung über Elfriede Jelinek im Radio habe ich gemacht. Den „Geometrischen Heimatroman“ von Gert Jonke habe ich in meiner Sendung vorgestellt, da war er noch nicht gedruckt. Man könnte jetzt der Reihe nach aufzählen, was heute Rang und Namen hat, ist damals bei uns schon vorgekommen.

M&Z: Sie erwähnten kurz, dass die ORF-Führung unter Bacher mit dieser Entwicklung nicht immer glücklich war. Wie unglücklich war er denn?

Treiber: Grundsätzlich wollte er schon, dass etwas Neues passiert und sich die jungen Leute Luft machen können. Er hat dann nur im Laufe der Zeit dort und da gemeint: „Das geht zu weit.“ Überspitzt könnte man sagen, Bacher hat gefürchtet, wir nehmen ihm seinen Mercedes weg. Dabei wollten wir nur ein paar Runden fahren. Das war also das Missverständnis, denn er muss gedacht haben, wir seien furchtbare Maoisten oder so. Was von keinem von uns stimmte, denn da waren keine politisch geschulten Linken dabei. Da war natürlich der Slogan „Unter den Talaren der Mief von 1000 Jahren!“, den wir unterschrieben haben. Egal an welchen Institutionen, auf der Universität, im Radio, im Fernsehen – es war eine sehr verkrustete Situation.

M&Z: Dieser Mief noch Mitte der 60er und in den späten 60er Jahren – war das konservativer Katholizismus, waren das Ausläufer des Nationalsozialismus?

Treiber: Also die Nationalsozialisten haben sich eher versteckt, mit denen hatten wir nicht wirklich Probleme. Es war der konservative Katholizismus, es war aber vor allem eine Gesellschaft, die es nötig hatte einen gewissen Aufbruch zu tätigen, also auf allen Gebieten, zum Beispiel in der Sexualmoral. Ich kann mich noch erinnern, dass es damals auf der Universität eine erste wissenschaftliche Untersuchung gab, die glaubhaft versicherte, dass zwei Drittel der Studentinnen noch Jungfrauen waren. An dem sieht man

schon, wie die Zeit war. Heute ergäbe eine derartige Untersuchung sicher ein anderes Ergebnis. Also, es war alles erstarrt – vom Familienleben, über die Sexualität bis hinein in die Politik, Kultur, alles. Das Wesentliche war, die Fenster aufzureißen und neuen Wind einziehen zu lassen, ohne genau zu wissen, wie es dann weitergeht.

Bei einigen Dingen haben wir auf Grund unserer Herkunft nicht mitgemacht. Wir haben nicht mitgemacht bei den neuen Wohnformen, keiner von uns hat in wilden, Mühlischen Wohngemeinschaften gelebt. Wir haben Sendungen darüber gemacht, auch über den Mühl, aber keiner von uns hat so gelebt. Und wir waren nicht in der Rauschgiftszene, auch nicht in der harmlosen Form der Haschisch-Parties.

M&Z: Aber es war eine offene Thematisierung?

Treiber: Ja, die Themen sind auf der Straße gelegen, und das haben wir aufgegriffen. Wir hatten eine unbefangene und offene Haltung dazu, sicherlich in manchen Dingen übertrieben, als logische Reaktion auf die Verkrustungen, wo das ins Gegenteil umschlug und wir auch nicht immer bereit waren das bis zum Ende zu denken. Wir fanden die Mao-Kulturrevolution interessant, doch heute weiß man, welche entsetzlichen Dinge dahinterstanden. Aber als Modell war es interessant.

M&Z: Wenn wir jetzt die Entwicklung der Ö3-Sendung „Musikbox“ hernehmen: Ab wann ist es auf der einen Seite für die Politik und auf der anderen Seite für ORF-Chef Bacher immer schwieriger geworden diese zu akzeptieren?

Treiber: Das ist relativ schnell gegangen. So 1968, 1969 war es dann soweit. Wobei zum Teil Sachen für Aufregung sorgten, über die man heute lachen würde. Der größte Skandal der „Musikbox“ waren ja keine maoistischen Manifeste, sondern eine „Spezialbox“, die ich mit Ernst Jandl gemacht habe: Seine Gedichte gemischt mit Beatles-Liedern hat zirka 800 negative Anrufe provoziert. Der Hörfunkdirektor hat uns angerufen, was für einen Wahnsinn wir machen, und wir sind natürlich auch vom Publikum beschimpft worden. Heute würde man lachen.

M&Z: Das war die eine Seite des Publikums. Die andere Seite, der das gefallen hatte, hat sich nicht gerührt?

Treiber: Da haben sich natürlich große Schichten

damit identifiziert oder fanden es interessant. Ich glaube, weniger aus einer politischen Ausrichtung, weil sie da Rezepte für die Revolution bekommen haben, sondern einfach weil sie spürten, da herrscht ein anderer Ton, da spielt man andere Musik. Man darf nicht vergessen, Ö3 war ja zu dieser Zeit etwas Neues, weil Unterhaltungssender, aber von der Musik her war Ö3 furchtbar. Qualitätspop ist ja nicht in Ö3 passiert, dort war Kaugummi, Mainstream-Hitmusik.

M&Z: Die heute üblichen Messlatten für den Erfolg eines Senders beim Publikum hat es damals noch nicht gegeben. Woran wussten Sie, wie Ihre Sendungen beim Publikum ankamen – oder war das weniger wichtig?

M&Z: Das Problem der „Musikbox“ war auch, dass zu bestimmten Zeiten die Reichweite, würde man heute sagen, nicht mehr gestimmt hat, weil einfach die Mehrheit des Publikums damit weniger anfangen konnte, weil es sich natürlich nicht in die Tonalität des Senders einfügte. Diese Sendungen wurden allmählich Fremdkörper: Walter Richard Langer, die „Musikbox“, die Abendsendungen. Und es hatte dann eine gewisse Logik, dass man die Leute mit diesen Dingen nicht mehr belästigt, wenn man einen Popsender mit möglichst großer Publikumsakzeptanz möchte. Es war zum Beispiel auch das „Mittagsjournal“ mit einer Stunde Wortinformation eine Belästigung. Heute kann man sich das sowieso nicht mehr vorstellen. Die Leute, die das hören wollen, hören es auf Ö1, wo sie auch sonst Dinge in der Art finden. Und vieles, was früher auf Ö3 war, ist in abgewandelter Form zu Ö1 gewandert.

M&Z: Ist das auch ein Grund des im internationalen Vergleich enormen Erfolges von Ö1 in den letzten Jahren?

Treiber: Mitunter sicher, weil Ö1 sich gewandelt hat. Der Erfolg von Ö1 besteht darin, dass die Bemühungen von Ö1 sich zu verjüngen nicht so extrem waren, sondern die Maxime immer war, jünger zu werden, ohne die alten Hörer zu verlieren.

M&Z: Also eine habituelle Verjüngung?

Treiber: Die passiert automatisch. Daher wundert mich ja die deutsche Debatte, die den jungen Hörern auf völlig unsinnige Art nachrennt. Denn das Programm langsam zu verjüngen, ist logisch

und das steht auch nicht in Widerspruch dazu, die alten zu halten. Ich meine, wenn man überlegt, wie alt die 68er Generation heute ist, stellt man fest, die sind schon fast so alt wie der Name. Aber die haben heute eine gravierend andere Einstellung wie die 60-Jährigen damals. Sie leben länger und gesünder, haben ihre jüngeren Arten und Unarten ins Alter mitgenommen. Also: Man muss sich nicht fürchten, weil die Alten werden immer mehr und dabei immer jünger.

M&Z: In einigen Jahren stellt die 50+-Generation bekanntlich die Mehrheit der Gesamtbevölkerung.

Treiber: Man tut so, als wären die heutigen Alten genauso unbelehrbar wie früher. Und die Werbung geht völlig an ihnen vorbei. Das stimmt ja alles nicht.

M&Z: Weil Sie das Stichwort Werbung ansprechen: Ö1 ist werbefrei, macht aber seit einigen Jahren Sponsoring und finanziert damit auch einen Teil seiner Programmkosten. Soll Werbung auf Ö1 weiter ein Tabu bleiben?

Treiber: Das ist kein Tabu, denn diese Diskussion gibt es schon zwei Jahre, weil Fachleute meinten, mit Werbung auf Ö1 sei viel Geld zu verdienen. Damals war von 200 Millionen Schilling die Rede, und das macht natürlich jede Geschäftsführung hellhörig. Es ist nur so, dass ein Programm laut Gesetz werbefrei bleiben muss. Daher war die Debatte, ob man in Ö1 oder FM4 Werbung machen soll.

Ich bin natürlich vehement gegen Werbung auf Ö1, weil ich denke, dass sie einen Imageschaden verursacht und das Programm ruinieren würde. Denn es hätte einen dramatischen Einfluss auf die Programmgestaltung, den Programmkomfort und die Rezeption. Ich kann natürlich überall dort leichter Werbung machen, wo ich einen Musikschwerpunkt habe – und vor allen Dingen, wenn es eine Musik ist, die nicht für Ausblendungen und Kürzungen tabu ist. Daher war es logisch, das auf FM4 zu machen. Auch deshalb, weil die jüngeren Zielgruppen auf FM4 mit der Werbebotschaft von den Hörgewohnheiten her leichter umgehen. Während unser sehr viel älteres Publikum auf Ö1 durchdrehen würde, wenn das flächendeckend eingeführt würde. Je größer der Erfolg ist und je mehr man verdienen könnte, umso mehr Werbung wäre auch. Ich denke, es würde dem Gesamtunternehmen mehr schaden als es bringen würde. Und das war auch in kürzester Zeit kein Thema mehr.

M&Z: Haben Sie Untersuchungen darüber, wie das Publikum auf die Einführung von Werbung in Ö1 reagieren würde? Wie viele sagen, das muss so bleiben wie es ist?

Treiber: Nein, aber es ist völlig logisch, dass 90 – 95 % sagen, es soll werbefrei bleiben. Die Frage ist eher, wie viele Leute uns verlassen würden. Die Zahl ist natürlich viel kleiner, weil sie nicht viele Wahlmöglichkeiten haben.

M&Z: Eine andere Folge von wirtschaftlichem Erfolg ist sicher die politische Begehrlichkeit. Die letzten beiden Regierungskoalitionen haben sich in puncto Fernsehen deutlich positioniert. Sie wollten und wollen stärkere Veränderung und Einflussnahme. Ist ihr großartiger Erfolg im Informationsjournalismus ein Stück damit zu begründen, dass kritische Mediennutzer von der mit dem Nimbus der politischen Intervention behafteten TV-Information auf Radio ausweichen? Brachte Ö1 das in den Jahren seit 2000 mehr Hörer?

Treiber: Den großen Unterschied in der politischen Berichterstattung lese ich immer wieder. Ich glaube nicht an diesen Zusammenhang. Denn die anderen Sendungen sind gesamt in der Hörerzahl gestiegen, er betrifft also nicht einseitig nur die Information. Man kann generell sagen, dass die Wortsendungen heute größere Bedeutung haben und größeren Zuspruch finden. Die Reichweiten sind generell gestiegen. Man kann aber auch sagen, die Übermenge der Kommerzsender schade auch den Kultursendern. Bei uns ist es nicht so. Es ist ein interessantes Phänomen, denn man merkt, je mehr es Banales gibt, desto mehr sehnen sich die Leute nach etwas Vernünftigen. So würde ich das definieren. Da ist also die politische Information auf Ö1 auch vernünftig und schert nicht in irgendeine Richtung aus. Die Regionalprogramme sind erfolgreich, aber gewisse Teile des Publikums werden halt eher von Ö1 angesprochen. Das bringt Zuwächse. Und natürlich hat es auch damit zu tun, dass die Kommerzsender so erbärmliche Qualität liefern, dass es scheinbar kein Anreiz ist, dort vermehrt reinzuhören. Würden sie bessere Programme machen, wäre das vielleicht eine Gefahr. Kommt vielleicht noch. Aber derzeit ist es nicht zu beobachten.

M&Z: Es ist erfreulich, dass Ö1 mit einer ausgiebigen Informationsleistung ein großes Publikum findet, ein viel stärkeres als noch vor Jahren, was auch die immer wiederkehrenden Thesen über die Entpoliti-

sierung der Gesellschaft eher widerlegt. Mit dem publizistischen Erfolg scheint die politische Begehrlichkeit größer geworden zu sein. Ich erinnere an die Vorwürfe gegenüber dem Ö1-Magazin „Journal Panorama“, das war ziemlich bald nach Antritt der schwarz-blauen Regierung. Sie haben sich im Nachhinein als haltlos erwiesen. Gab es die politische Begehrlichkeit gegenüber Ö1 auch schon davor oder war dies eine neue Qualität?

Treiber: Die Begehrlichkeit hat es immer gegeben. Sie ist jetzt, auf Grund der sehr klaren Mehrheiten und des Verlustes des Gesamtkonsenses in der Gesellschaft, etwas gewachsen. Was die Kritik an Ö1 betrifft, ist sie nicht wesentlich. Zumeist hören wir Lob. Also, es ist nicht so, dass konservative Leute Ö1 ideologielastig oder gar schlecht finden. Ich würde sagen, wenn Ö1 mancherorts andere Töne anschlägt, bleibt es immer noch ein wertkonservatives Programm, kein Zweifel. Es gibt natürlich Teile des konservativen Publikums, die sich Ö1 als Sprachrohr von etwas wünschen, was es aber nicht ist. Diesen Ärger gab es früher auch schon. Es gibt ihn jetzt in größeren Dosen, aber ich spüre ihn nicht wirklich. Ich kann nicht sagen, dass wir uns jetzt anders verhalten als früher. Aber sicher sind solche Dinge wie früher in der „Musikbox“ nicht mehr im Programm, dazu ist der Sender zu erwachsen geworden und es gibt das gesellschaftliche Biotop nicht mehr, das solche „Auszucker“ bedingt. Und natürlich auch, weil die Jungen sich an den Altvorderen nicht mehr reiben können. Vielleicht weil wir heute nicht so „furchtbar“ sind wie die Alten damals. Das Programm heute ist auf einem Niveau, das man zwar verbessern kann, aber es ist nicht mehr so, dass man alles verwerfen will.

M&Z: Sie haben einmal beklagt, dass die Politik die Arbeit von Ö1, etwa in Zusammenhang mit der Diskussion über die öffentlich-rechtlichen Leistungen des ORF, zu wenig würdigt. Sehen sie da eine Verbesserung, oder gilt diese Kritik an der Politik unverändert?

Treiber: Ich denke, dass sich innerhalb des ORF eine stärkere Beachtung der Leistung von Ö1 – auch für das Gesamtunternehmen – durchgesetzt hat. Das hat mit der Intendanz von Gerhard Zeiler und dem Erfolg angefangen und das setzt sich jetzt fort.

Ich kann mich noch an die Zeiten erinnern, in denen Ö1 knapp unter die 4 % Reichweite gesunken ist und der damalige Generalintendant Gerd Bacher laut überlegte, den Sender in der

Form einzustellen und statt dessen ein Musikberieselungsprogramm zu machen. Also diese Debatte hat es schon gegeben, wenn auch nur kurz. Davon sind wir heute meilenweit entfernt. Das hat vielleicht auch damit zu tun, dass jetzt die „Zeitung“ Ö1 einen „Chefredakteur“ hat. Früher war der Hörfunkintendant für alle Programme zuständig, musste diese beobachten und gleichzeitig war er Chef von Ö1. Dadurch hat er sich der Aufgabe natürlich nicht in dem Ausmaß widmen können, wie das heute der Ö1-Chef macht. Weiters kam es durch meinen Amtsantritt und mit Hilfe der damaligen Geschäftsführung zu einer neuen Betrachtung von Ö1. Gemeinsam mit dem damaligen Hörfunkintendanten Gerhard Weis meinten wir, es sei an der Zeit einen Schritt weiterzugehen und die Tore zu öffnen. Meine Idee war es, Veranstaltungen, eine Zeitschrift und einen Club zu machen. Das war eine im Unternehmen sehr umstrittene Idee. Zeiler und Weis waren dafür und verstanden, dass dies etwas bewirken könnte, aber ansonsten gab es genug Stimmen, die diesen Vorschlag für völlig absurd hielten. Inzwischen haben wir 40.000 Mitglieder, die für die Vorteile des Ö1-Clubs und die Zeitschriften auch zahlen. Der Vorschlag mit der Zeitschrift stammt noch aus der Zeit Bachers, weil damals schon klar war, dass Zeiten kommen, in denen die Zeitungen an Sendern beteiligt sein und uns dann publizistisch weniger beachten werden. Daher brauchen wir eine eigene Programmzeitschrift. Das war jedoch immer daran gescheitert, dass es viel Geld kostet. Aber mit dem Ö1-Club konnten wir uns das plötzlich leisten. Sobald sich der Erfolg abgezeichnet hat, war auch kein Widerstand mehr da. Es ist heute völlig klar, dass es der richtige Weg war. Damals war es nicht allen klar. Das war so ein Mondfenster, das wir ausgenutzt haben und es ist gut gegangen. Schließlich hätte es genauso gut scheitern können. Wir haben nämlich mit Ö1 etwas gänzlich gegen den internationalen Trend gemacht: Wir haben auf ein generalistisches Vollprogramm bestanden und Ö1 nicht in mehrere Spartenprogramme – also Informations-, Musik- und Wortkulturkanal – aufgebröseln, wie rundherum in Europa. Heute würden die Deutschen viel darum geben, wenn sie nicht diese Unmenge an Sendern mit ihren schlechten Reichweiten am Hals hätten. Für Österreich war das insofern ein Glück, weil ich immer argumentiert habe, dass es sich für den kleinen Markt nicht ausgeht. Also eine Halbierung der Hörer und Verdoppelung der Kosten ist für einen kleinen Markt ein Schwachsinn, weil das, was an Zahlen herauskommt, an Lächerlich-

keit grenzt. Natürlich kann man sagen, wenn z.B. in Frankreich oder Deutschland ein Programm 1% Reichweite hat, dann sind das immerhin rund 500.000 Hörer. Wenn wir in Österreich 1% haben, entspricht das 60.000 Hörern. Das aufgeteilt auf die einzelnen Sendungen würde bedeuten, dass diese einzelnen Sendungen nicht mehr als 2.000 bis 3.000 Hörer hätten. Dann wird es dramatisch, denn 1 Milliarde Schilling – soviel hat Ö1 damals in der Vollkostenrechnung gekostet, und an dem hat sich nicht viel verändert – wird keiner bereit sein für einen Sender zu zahlen, der keine Hörer hat. Die Quotenfrage stellt sich für uns zwar anders, denn wir sind nicht verpflichtet Quote zu machen, aber wenn uns keiner hört, wird die Frage auch bei uns gestellt werden.

***M&Z:** Bei welcher Reichweite würden Sie denn sagen, dass Ihren Sender „keiner hört“ und es politisch problematisch wird? Momentan sind Sie bei hervorragenden 8-9 % Reichweite, was möglicherweise auf Dauer nicht haltbar ist. Denn die privatwirtschaftliche Konkurrenz überlegt sich vielleicht auch etwas Neues und ist von der Politik ja auch gut bedient worden, was die Rahmenbedingungen betrifft.*

Treiber: Sicherlich trifft dieses Problem auf alle ORF-Hörfunksender zu. Dieses hohe Niveau mit 82 % Marktanteil kann auf Dauer sicher nicht gehalten werden. Realistisch muss man rechnen, dass es sinkt, je mehr Sender es gibt, je professioneller dieser werden, je mehr sie sich zusammenschließen und je mehr sie auch von der Politik bedient werden. Denn das duale System ist ja etwas Perverses für Österreich und diesen winzigen Markt: Schließlich bedeutet das, den ORF zu ruinieren. Und ich kann nicht verstehen, wer das will, denn es ist ja bald so ziemlich das einzige große nationale Unternehmen. Schließlich gibt es davon nicht mehr viele. Das natürliche Verhalten wäre zu sagen, wenn man liberalisiert, dann soll jeder schauen wo er bleibt. Gegen Vielfalt kann man nichts haben, aber dagegen schon, dass man den ORF schädigen muss, um den einzigen Wert ideologisch durchzusetzen, den sie haben – nämlich die Vielfalt. Dem gegenüber stehen doch möglicherweise andere, gewichtigere Werte. Zumindest sehe ich das so. Ich sehe schon ein, dass man gewisse Voraussetzungen schaffen muss, um das Überleben einer gewissen Konkurrenz zu sichern. Aber man kann auch übertreiben. Naturgemäß sieht das diese Konkurrenz anders... Wenn Sie nach den Schmerzgrenzen fragen, muss man anmerken, dass die Kultursender internatio-

nal gesehen so um 1 % haben, wenn sie sehr gut sind dann 2%. Wir haben die Messlatte immer schon höher gelegt. Das war schon so als ich angetreten bin. Da haben wir uns mit dem damaligen Hörfunkintendanten Weis ausgemacht: alles über 5 % ist ein Erfolg. Dabei bleibe ich auch. Also, wenn wir darunter sinken, müssten wir intensiv nachdenken.

M&Z: *War der große Erfolg, den Sie mit Ö1 eingefahren haben, der Grund dafür, dass sie nach der Regierungsumbildung als einziger aus der alten Führungsriege des ORF nicht abgelöst wurden?*

Treiber: So würde ich das nicht sagen, denn die Senderchefs werden ja nicht gewählt. Ich gehöre nicht zur Geschäftsführung. Eine Ablösung ist meines Erachtens von dieser Geschäftsführung nie zur Debatte gestanden. Das habe ich zumindest immer von der neuen Generaldirektorin gehört. Dass der Erfolg damit in Zusammenhang steht, ist schon klar, aber so soll es ja auch sein.

M&Z: *Sie haben auch keinen Zweifel daran gelassen, dass sie es bedauern, dass Peter Huemer mit der Pensionierung völlig aus den Diensten des ORF ausscheidet. Huemer leitete die Ö1-Reihe „Im Gespräch“, die über die Grenzen Österreichs hinaus Anerkennung fand.*

Treiber: Meinungsverschiedenheiten mit der Geschäftsführung hat es immer gegeben, selbst mit denen man am besten konnte. Das war ein Punkt, an dem wir verschiedener Meinung waren, wo aber nie die politische Frage gestellt worden ist. Sondern für die Geschäftsführung gilt die generelle Regelung, dass Leute, die in Pension gehen den Jungen eine Chance geben. Das ist auch im Großen und Ganzen eingehalten worden. Dass ich in Einzelfällen der Meinung war, sehr spezielle Leute länger arbeiten zu lassen, weil sie dem Sender gut tun, ist ein anderes Kapitel. Es wird natürlich nicht immer so heiß gegessen. Denn zum Beispiel bei Wolfgang Kos ist die Erlaubnis gekommen, eine Sommerserie zu machen. Aber generell ist die Pensionsregelung jetzt strenger ausgelegt, damit die Jungen mehr Chancen bekommen.

M&Z: *Wenn wir uns die unmittelbare Konkurrenz ansehen, die es am Wiener Markt gibt, so ist das nur „Radio Stephansdom“. Sie haben im November 1998 diesen damals noch jungen Sender kritisch klassifiziert: Unter den Musiktapeten sei er noch die mit Goldmuster, die Anspruchslosigkeit habe viele*

Namen, aber es gäbe Schlimmeres. Wie beurteilen Sie einige Jahre danach die Konkurrenz?

Treiber: Ich bin sehr froh, dass es dieser Konkurrenz nicht gelingt, was in anderen Ländern sehr wohl funktioniert: Dass Klassiksender mit wenig Budget und nicht allzu großen Ambitionen den öffentlich-rechtlichen Sendern große Schwierigkeiten gemacht haben. Das ist bei uns nicht in diesem Ausmaß ausgeprägt. „Radio Stephansdom“ hat einen bescheidenen Erfolg, ist keine gefährdende Konkurrenz. Schon aus diesem Grund kann ich nicht viel Negatives dazu sagen oder denken. Wenn wir uns positionieren, zum Beispiel im Sommer als Festspielsender – Salzburg, Wiener Festwochen, Bregenzer Festspiele –, so kostet das viel Geld, das die anderen nicht haben. Daher sind sie – z.B. auf diesem Musiksektor – keine ernstzunehmende Konkurrenz. Sie sind mehr oder weniger darauf angewiesen, die CDs zu spielen, die die Leute auch zu Hause haben. Das wäre für uns dann eine Ernst zu nehmende Konkurrenz, wenn der öffentlich-rechtliche Sender auch nichts anderes machen würde als Platten zu spielen.

So bleibt „Radio Stephansdom“ eine kleine, aber nicht unfeine Pflanze, die dann einen Teil des Ö1-Publikums hat, wenn wir unseren schwerer zu konsumierenden öffentlich-rechtlichen Auftrag wahrnehmen. Aber das müssen wir in Kauf nehmen, um ein gutes Programm zu liefern. Zu unserem Programmauftrag zählt schließlich die Förderung neuer österreichischer Musik – und das machen wir mit einer Stunde täglich und noch zusätzlichen Angeboten im Programm bedeutend mehr als alle anderen europäischen Sender. Dabei nehmen wir bescheidene Reichweiten zu diesen Zeiten bewusst in Kauf. Das muss so sein. Deswegen werden wir das auch nicht, wie vorgeschlagen, in der Nacht spielen, wo es keiner mehr hören kann. 23 Uhr – wo das jetzt platziert ist – ist angesichts jüngerer Hörer eine passable Zeit für dieses Angebot. Es in die Nacht zu verbannen wäre gegen den Programmauftrag und nicht fair für diese Musik. Wir haben um 23 Uhr immerhin an die 10.000 Hörer – dafür muss man sich nicht genieren.

M&Z: *Die Kritik flammt gelegentlich auf, wenn eine neue AKM-Statistik publiziert wird: der Anteil zeitgenössischer österreichischer Musik sollte größer sein. Wie charakterisieren Sie das Verhältnis zwischen den neuen Musikschaffenden und Ö1?*

Treiber: Das erste, was ich nach den ersten kriti-

schen Meldungen gemacht habe, war, dass ich mir die Zahlen in den anderen Ländern angesehen habe. Wir spielen von allen Kultursendern, die ich kenne, am meisten heimische Musik. Dass sich die Lobbyisten immer mehr wünschen, ist klar. Wenn man aber alles zusammenzählt, dann kommen wir auf 1 1/2 Stunden täglich. Das ist ein sehr angemessener Anteil und mehr als wir täglich an neuer Literatur bringen.

M&Z: *Bleiben wir beim Thema allfälliger Defizite. Wenn Sie nicht darüber nachdenken müssten, welche bestehende Sendungen Sie opfern müssten, um andere zusätzliche Programminhalte in Ö1 anbieten zu können, in welche Richtung würde das gehen? Mehr Sendungen für Kinder oder besteht vor allem im urbanen Raum durch die stärker multikulturell gewordene Gesellschaft programmlicher Handlungsbedarf?*

Treiber: Der Anteil des Bereiches, den man mit Weltmusik bezeichnet, wird sich erhöhen. Das liegt in der Bevölkerungsentwicklung. Nicht dramatisch, aber graduell, denn wir wissen in Ö1, dass wir ein sehr beharrliches Publikum haben, weil das Schema von Ö1 im Vergleich zu einem Flächenprogramm sehr schwer zu lernen ist. Wenn wir 130 Sendungen haben, ist es schwer sich zurechtzufinden. Deshalb sind wir bei Schemaadjustierungen sehr vorsichtig und machen nur kleine und das alle zwei Jahre. Das entwickelt sich langsam und beständig, ohne abrupte Veränderungen. Wir werden nächstes Jahr wieder adjustieren. Natürlich verfolgen wir das mit der Radioforschung sehr genau, damit sind wir – wie die meisten Programme, die der ORF betreibt – sehr professionell. Die Wünsche, die gesellschaftlich virulent sind und denen wir nachgeben wollen, liegen zum einen im Gesundheitsbereich. Wir wollen ein neues Gesundheitsmagazin machen, weil es da ein starkes Bedürfnis gibt. Und wir möchten gerne, was Geschichte betrifft, einen Schritt weiter gehen: Mit sehr stark interessierten Universitätsprofessoren im Fach Geschichte und mit Bibliothekaren und anderen „einschlägigen“ Menschen wollen wir eine neue Fünf-Minuten-Serie über Geschichte einführen. Dabei sollen jeweils in Wochenblöcken wesentliche Ereignisse und Entwicklungen – etwa die Punischen Kriege, der Westfälische Friede oder der Staatsvertrag – „erzählt“ werden. Weil ich der Meinung bin, dass die Leute hungrig sind nach ganz handfesten Informationen, Dingen, die man in der Schule gehört hat, die aber keiner mehr parat hat. Ich denke, das wird ein großer Erfolg

werden, wenn wir das machen können. Die finanziellen Mittel sind natürlich beschränkt, man muss sehen, wie man sie umschichtet. Aber das sind die Ideen, um gesellschaftliche Strömungen für Ö1 aufzunehmen.

Viele nehmen wir bewusst nicht auf. Man könnte Ö1 auch definieren über die Schiene „Was machen wir ganz bewusst nicht“. Zum Beispiel machen wir die immer grotesker werdende Fun-Gesellschaft mit immer groteskeren Spielen, mit immer größer werdendem Sensationsbedürfnis und Selbstentblößungen nicht mit. Es gibt viele Dinge, von denen wir denken, sie werden genug bedient. Wir haben schließlich unseren Auftrag im Auge, weshalb wir zwar die gesellschaftlichen Strömungen beachten, aber nicht jedem Blödsinn hinterher rennen.

M&Z: *Ein Genre, das sehr stark mit dem Radio verbunden wird, ist das Hörspiel. Oft totgesagt, in Ö1 aber erhalten und gepflegt. Soll das so bleiben?*

Treiber: Das Hörspiel boomt derzeit, es hat steigende Hörerzahlen. Aber selbst, wenn es das nicht hätte, würde es bleiben, denn es ist gemeinsam mit dem Feature die originale Radioform, die sich historisch entwickelt hat. Es wäre absurd, das nicht zu pflegen. Wir haben bewusst das Hörspiel in den Terminen zweigeteilt. Am Dienstag gibt es das neue Hörspiel und am Samstag die konventionelleren Dinge, für ein größeres Publikum geeignet. Wir sind vor der dramatischen Situation gestanden, dass wir auf Grund von Budgetkürzungen die Hörspielproduktion hätten einschränken müssen, haben aber die unvergleichbar hohen Honorare der Autoren gekürzt. Wir zahlen nur dafür, dass wir es senden dürfen – nicht, dass wir die Rechte besitzen. Das hat natürlich die Autoren nicht gefreut, aber letztlich können sie sich dem Argument nicht verschließen, dass es noch schlimmer ist, die Anzahl der Produktionen zu kürzen, wodurch weniger Autoren an die Reihe kämen. Damit würde das Genre beschädigt.

M&Z: *Der Online-Auftritt von klassischen Medien wurde in den letzten Jahren immer wichtiger, der von Ö1 ist mittlerweile neu gestaltet, einzelne Sendungen waren schon bisher auch im Internet gut präsent. Die ersten Nutzungsdaten nach der Neugestaltung dürften für Sie sehr erfreulich sein. Wie beurteilen sie die Bedeutung des Internets für das Radio?*

Treiber: Im Prinzip ist der neue Internet-Auftritt

für uns ein Quantensprung: mit dem Streaming, das eine tolle Sache ist, gerade für Leute, die im Ausland Ö1 hören wollen. Wir haben sehr frühzeitig erkannt – und es gehört inzwischen zur Grundphilosophie von Ö1 –, dass das bloße Senden auf Dauer keine Zukunft hat. Ein erfolgreicher, gesellschaftlich relevanter Sender muss sich zum multimedialen Dienstleistungsunternehmen entwickeln. Das bedeutet: On-Air muss das Produkt stimmen, Off-Air-Tätigkeiten mit allem was dazugehört, also Zeitschriften, Veranstaltungen, Clubs etc., aber eben auch Online, weil Interaktivität und Kommunikation eine ideale Ergänzung zum Radioprogramm sind. Durch diesen Kontakt mit dem Publikum kann neuer Content entstehen. Es ist ein ganz interessantes Kapitel und ich bin von der wachsenden Bedeutung überzeugt. Daher bin ich sehr froh, dass wir einen neuen Internet-Auftritt haben, der sich entwickeln wird, denn wir stecken hierbei noch in den Kinderschuhen. Aber wir brauchen dieses Standbein und es wird zu einer jetzt noch gar nicht absehbaren Entwicklung führen. Die Möglichkeiten, die sich da für einen Sender auftun, sind enorm. Schließlich ist es eine kindische Vorstellung, dass unsere Telefonsendungen, die eher reduziert wurden, ausreichende Kommunikationsmöglichkeiten bieten.

M&Z: Seit 1998 gibt einen eigenen Ö1-Service. Vorher wurden Höreranfragen an Ö1 vom ORF-Kundendienst mitbetreut. Beim Ö1-Service gehen mittlerweile sehr viele Anfragen via Post, Telefon und Mail ein, etwa 70.000 im Jahr. Die Bearbeitung ist aufwändig und für die Hörer-Sender-Bindung sicher recht bedeutsam. Ersparen Sie sich hier in Zukunft durch ein reichhaltigeres Online-Angebot etwas?

Treiber: Das verlagert sich langsam. Das Verhältnis Sender-Internet ist zum Beispiel bei FM4 ein ganz anderes. Bei Ö1 tut sich unser Publikum noch ein bisschen schwerer. In zehn Jahren wird jeder 60-Jährige im Internet surfen, aber heute sind die Zahlen noch anders und das trifft uns mit unserem tendentiell älteren Publikum stärker. Aber man sieht eine rasche Steigerung. Ein telefonisches Service wird es natürlich weiter geben, so wie es auch Antwortschreiben per Post noch gibt. Aber das geht alles nur, solange das vom Sender auch betreut wird. Ein zentraler Kundendienst, so wünschenswert er wäre, funktioniert nicht, daher ist ein für den Sender geschulter Kundendienst unerlässlich. Das ist ein Kostenfaktor, aber ein wichtiges Publikumsservice. Das ist

dasselbe mit Marketing. Vor Zeiler, also vor 1994, hatten wir gar kein Marketing, dann gab es ein gemeinsames für das gesamte Radio. Aber das funktionierte nicht. Denn wenn ich als Marketingchef die Hauptaufgabe habe, für Ö3 Geld zu akquirieren, was bleibt denn da für Ö1? Je mehr die Dinge beim Sender sind, umso effizienter und glaubwürdiger sind sie. Und letzteres ist gerade für einen Sender wie Ö1 unverzichtbar.

M&Z: Noch einmal zurück zu den Defiziten im Programm: Ein vergleichender Blick auf die Programmstruktur von Ö1 und vergleichbaren deutschen Informations- und Kultursendern zeigt: Einige deutsche Sender bieten ein Medienmagazin an. Ö1 hatte dies mit dem wöchentlichen „Medienjournal“ auch einige Jahre, es dann aber durch das „Europajournal“ ersetzt. Nun gibt es mit dem Computer- und Multimediamagazin „Matrix“ nur mehr für einen Teilbereich der Medien eine regelmäßige Sendung. Angesichts der weiter wachsenden Bedeutung von Medien in der Gesellschaft und dem Ausmaß der medienpolitischen Umwälzungen ist es erstaunlich, dass der ORF sowohl im Fernsehen als auch im Radio kein Angebot hat. Während fast alle Printmedien, die ihrerseits Radiosender in Konkurrenz zum ORF betreiben, seit vielen Jahren Medienseiten oder ein wöchentliches Medienmagazin bieten, manches davon entsprechend parteiisch gestaltet.

Treiber: Richtig. Wir haben das immer wieder diskutiert. Es wäre notwendig. Aber es wird sofort zur Chefsache, denn nachdem das Unternehmen in Auseinandersetzung mit den anderen Medien lebt, glaubt man uns in diesem Punkt die Objektivität nicht. Aber wir leben von der Glaubwürdigkeit. Natürlich ist es möglich, aber es ist eine Gratwanderung, die sehr viele Nerven kostet und nach zahlreichen Versuchen immer wieder aus gutem Grund aufgegeben wurde. Schließlich herrscht auch die Meinung vor, der ORF solle sich in diesen Themen als öffentlich-rechtlicher Sender raushalten und sich nicht in einen Streit mit den privaten Anbietern begeben, weil er ohnedies im Vorteil sei. Ich bedaure das auch, aber verstehe, dass es gute Gründe gibt.

M&Z: Die akademische Forschung hat sich bisher sehr wenig mit Ö1 beschäftigt. Auf welche Fragen zu Ö1 hätten Sie gerne eine wissenschaftliche Antwort?

Treiber: Mein Hobby ist „Unter welchen Voraussetzungen und mit welcher Philosophie ent-

wickelt sich denn die behauptete Notwendigkeit vom Sender zum multimedialen Dienstleister?“ Da gehen ja die Meinungen auseinander, zum Beispiel meint eine Seite, dass man sich auf das Kerngeschäft besinnen soll. Ich finde aber, das Kerngeschäft dreht sich darum, dass ein Sender leben muss. Und wenn das nur geht, indem er zeitgemäß arbeitet, dann kann ich das Kerngeschäft nicht so definieren, dass ich nur einen Teil betrachte, nämlich die Sendungen. Das ist für mich ein interessantes Thema. Inwieweit haben – was Ö1 betrifft – die Aktivitäten, die wir mit dem Bau des Radiokulturhauses, dem Club, den CD-Produktionen, den Off-Air-Aktivitäten und dem Marketing gesetzt haben, einen Einfluss auf die steigende Akzeptanz der Hörer? Ist es die Qualität des Senders, die gestiegen ist? Ist es das immer blöder werdende mediale Umfeld, das Ö1 sozusagen zum Rettungsanker werden ließ? Oder – was meine Theorie wäre – ist es diese Öffnung und das Bemühen um ein Radioangebot für den ganzen Menschen?

Das ist für mich forschungsmäßig das Interessanteste, weil es mir und auch dem Publikum Aufschluss darüber gäbe, wie man sich den im internationalen Vergleich völlig unerklärlichen Erfolg von Ö1 erklären könnte. Wenn die deutschen Sender jetzt als Antwort auf ihren Misserfolg nur mehr Flächenprogramme machen, ist das eine Antwort, die aber meiner Meinung nach falsch und fatal ist. Das wird zu einem Abbau der Glaubwürdigkeit führen und einem Rückgang der Reichweite. Wir haben den diametral entge-

gen gesetzten Weg beschritten – und ist der schuld am Erfolg? Ein für mich sehr interessantes Thema, zu dem ich nur Theorien habe.

M&Z: *Wie lange gibt es Alfred Treiber noch als Programm- und Kulturchef von Ö1, wenn man ihn lässt?*

Treiber: Offiziell gibt es mich noch zwei Jahre. Ob ich das länger machen würde, wenn man mich lässt, hängt in erster Linie davon ab, ob ich die Reaktion meines Teams habe unentbehrlich, notwendig oder erfreulich zu sein. Und so lange würde ich es machen, wenn es mich freut. Hinzu kommt natürlich, ob die Geschäftsführung meine Freude teilt. Aber ich könnte mir vorstellen, wenn die positiven Reaktionen meines Teams anhalten – und davon gehe ich derzeit aus –, ein paar Jahre länger zu machen. Aber bis zu dem Zeitpunkt, an dem ich das für den ORF normale Pensionsalter erreicht habe, vergehen noch zwei Jahre – und da kann sich enorm viel ändern. Das ist ein Befund der Gegenwart.

Es kann genauso gut sein, dass in zwei Jahren die Leute die Hände zusammenschlagen und sagen: „Um Gottes Willen! Jetzt wird es Zeit, dass er geht!“ Und ich hoffe, ich bin dann so wach, dass ich wirklich gehe.

M&Z: *In dem Sinne hoffe ich, dass wir uns 2007 bei „40 Jahre Ö1“ wieder sehen. Danke für das Gespräch und viel Erfolg!*

Prof. Alfred Treiber

Geb. 1944 in Wien, begann bereits im Gymnasium und während des Studiums als Journalist zu arbeiten. Zunächst bei einer katholischen Schülerzeitung, dann bei der Furche und ab November 1966 beim Radio. Innerhalb der nach der Rundfunkreform neu gegründeten Jugendredaktion (Ö3: Musicbox, Ö1: Talente und Tendenzen) entstanden mehr als 1000 Sendungen mit Schwerpunkt Kultur. Regie bei einem der ersten Handke-Hörspiele. 1972-74 Programmberater bei Radio Afghanistan und Aufbau eines Schulfunks in Kabul. Nach der Rückkehr zum ORF Aufbau der Feature-Redaktion. Zahlreiche nationale und internationale Preise (Prix Italia, Prix Futura, Unda Sevilla, Goldenes Mikrophon u.a.); 1992 Hauptabteilungsleiter; 1995 Kultur- und Programmchef Ö1.

Das Kurzwellen-Radio in Österreich

Erinnerungen an ein Kapitel österreichischer Rundfunkgeschichte

Hartmut W. Böse

Hier meldet sich Radio Österreich International aus Wien mit einer neuen Journalsendung mit Datum Montag, der 30. Juni – und es ist die letzte Ausgabe eines Österreichjournals, weil der Auslandsdienst des ORF auf Kurzwelle mit Stichtag 1. Juli neu strukturiert wird. Die deutschsprachige Redaktion wie auch die übrigen Fremdsprachen-Redaktionen werden in andere ORF-Bereiche integriert und auf den bisherigen Kurzwellen-Frequenzen wird in Zukunft das Radioprogramm Österreich 1 ausgestrahlt. Damit wird, so die offizielle Erklärung des ORF, der erfolgreichste Kultursender Europas zur Stimme Österreichs in Europa und in der Welt.“

Es war am 30. Juni 2003, genau um 20.05 Uhr UTC, als zum letzten Mal die Signation des Österreichjournals, der täglichen Informations-sendung von ROI, unmittelbar an die vom ORF-Inlandsprogramm direkt übernommenen Nachrichten anschloss. Auch dieses Live-Journal, das wie stets eine zusammenfassende Darstellung des Tagesgeschehens in und um Österreich zum Inhalt hatte, würde vom OAC-Sendecomputer (On-Air-Control-Abwicklung) aufgezeichnet und gespeichert werden, um eine Stunde später noch einmal ausgestrahlt werden zu können. Und wieder eine Stunde später – um Mitternacht Wiener Sommerzeit – würde Radio Österreich International in der bisher gewohnten Form zu bestehen aufgehört haben.

Fraglos bedeutete dieser 1. Juli 2003 für alle Mitarbeiter des ORF-Kurzwellenradios eine einschneidende Zäsur in ihrem Berufsleben, gleichgültig ob Journalist oder redaktioneller freier Mitarbeiter, ob Techniker, Tonmeister oder administrativ tätig. Einige wenige Kollegen der ROI-Belegschaft waren gut dreißig Jahre oder sogar noch länger dabei gewesen und hatten somit seit den späteren Sechziger-Jahren die gesamte Zeitspanne des stetigen Aufstiegs des Senders mit eigener Programmstruktur und selbstständigen Redaktionen und ebenso ab dem Jahr 2000 den unerwartet schnellen Niedergang miterlebt.

Der Blick 80 Jahre zurück

Am 1. Oktober 1924 hatte die RAVAG, die Österreichische Radio-Verkehrs-Aktiengesell-

schaft, in einem kleinen Studio im damaligen Heeresministerium (dem jetzigen Regierungsgebäude) am Stubenring in Wien ihren Sendebetrieb aufgenommen, nachdem die Gesellschaft nur einem Tag zuvor auf Initiative des ersten RAVAG-Generaldirektors Oskar Czeija gegründet worden war. Während der folgenden Jahre nahm der Rundfunk einen in seinem Umfang nicht erwarteten Aufschwung, in Österreich wuchs die Zahl der Hörer unglaublich schnell und der leistungsschwache Sender auf dem Dach des Heeresministeriums musste nur zwei Jahre später durch eine neu errichtete Sendeanlage auf dem Rosenhügel in Wien-Hietzing ersetzt werden.

Vor dem Hintergrund des weiterhin zunehmenden Hörerinteresses und verbunden mit einer rasanten technischen Entwicklung des Radios konnte es nicht ausbleiben, dass neben der damals allgemein gebräuchlichen Mittelwelle auch in Österreich die Kurzwelle immer mehr Beachtung fand. Anfang des Jahres 1928 strahlten weltweit bereits siebzehn Kurzwellen-Sender mehr oder wenig regelmäßig Radioprogramme aus. Und anlässlich der Wiener Messe im Frühjahr dieses Jahres war – so wird berichtet – von Seiten der Händlerschaft der Wunsch nach Kurzwellensendungen ausgesprochen worden, da man die Möglichkeit haben wollte, dem Publikum Kurzwellenempfänger vorführen zu können. Diesen Wunsch erfüllte die RAVAG, die dafür einen zunächst mobil konzipierten 40-Watt-Sender einsetzte. Bereits im Herbst desselben Jahres folgte die Ankündigung, dass in absehbarer Zeit ein Kurzwellensender mittlerer Leistung einen regelmäßigen Programmbetrieb aufnehmen werde. Tatsächlich wurden erste „Versuchssendungen auf kurzen Wellen“ ab April 1929 abgewickelt, ein Jahr später jedoch wieder trotz oft heftigen Widerspruchs eingestellt, weil nicht zuletzt aus technischer Sicht die Schlussfolgerung gezogen worden war, „dass die RAVAG beim gegenwärtigen Stand der Kurzwellentechnik ihre Mittel besser anderwärts zum Einsatz bringt.“

Erst Anfang 1932 gab es wieder einige Stunden täglich RAVAG-Kurzwellensendungen, zusammengestellt aus dem Programm von Radio Wien beziehungsweise mit Schallplattenmusik und die Ansage erfolgte nun schon in deutscher, englischer

und französischer Sprache. Waren es zunächst 120-Watt-Senderleistung gewesen, so wurde diese bereits zwei Jahre später im März 1934 auf 250 Watt verdoppelt. Gleichzeitig wurde auch auf politischer Ebene die zunehmende Bedeutung spezieller Rundfunksendungen für das Ausland erkannt, brachten doch diese Jahre im Kurzwellen-Radio aufsehenerregende Großreportagen nicht nur von den Salzburger Festspielen, sondern auch spektakuläre, weltumspannende Programmübernahmen. Die Planungen und ein Bauauftrag für einen neuen 50-Kilowatt-Sender Ende des Jahres 1937 jedoch wurden – bedingt durch die politische Entwicklung, durch den so genannten Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich und die folgenden Kriegsjahre – nicht mehr verwirklicht.

Schon kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges aber hatten in Wien zwei leistungsschwache Mittelwellensender ihren Betrieb aufgenommen und nur wenig später – es war im Juni 1945 – war die wieder erstandene RAVAG in der Lage, das Programm von Radio Wien mit zwei Kurzwellensendern von 300 beziehungsweise 150 Watt Leistung über Ostösterreich hinaus hörbar zu machen. Noch im Sommer desselben Jahres arbeiteten zwei weitere KW-Sender, die ebenfalls im Funkhaus in Wien installiert waren. Während der ersten Nachkriegszeit strahlten auch die von den alliierten Besatzungsmächten eingerichtete Sendergruppe West beziehungsweise der Sender Rot-Weiß-Rot ein Programm auf Kurzwellen-Frequenzen ab und am 15. Februar 1955, also noch vor Unterzeichnung des Staatsvertrages, meldete sich der Österreichische Rundfunk zum ersten Mal offiziell mit einem eigenen Programm auf Kurzwelle. Von diesem Zeitpunkt an konnten den Hörern dies- und jenseits der österreichischen Grenzen – vorerst allerdings in einem recht kleinen Umfang – vom Inlandsprogramm unabhängig produzierte Sendungen auch in Fremdsprachen angeboten werden.

Vier Jahre später, kurz vor Weihnachten 1959, wurde das neue Kurzwellen-Sendezentrum Moosbrunn, südöstlich von Wien in Niederösterreich gelegen, in Betrieb genommen, wo die noch immer leistungsschwachen Nachkriegs-Sendeanlagen aufgebaut worden waren. Um den österreichischen Anspruch auf Kurzwellen-Rundfunkfrequenzen zu wahren, wurden in der Folge neue Antennen provisorisch eingerichtet und als im Jahre 1966 die finanziellen Voraussetzungen endlich gegeben waren – mit dem Rundfunkgesetz dieses Jahres hatte die österreichische Bundesregie-

rung die Verpflichtung zur Finanzierung des Auslandsdienstes auf Kurzwelle übernommen –, konnte mit der ersten Baustufe einer neuen Sendeanlage begonnen werden. Von 1966 bis 1968 wurden vier 100-Kilowatt-Sender in Betrieb genommen. Parallel dazu ermöglichte die für ein umfassendes Kurzwellen-Programm neu geschaffene finanzielle Grundlage, wie sie in einem Vertrag zwischen der Bundesregierung und der Rundfunk Gesellschaft mbH. Ende 1969 verankert worden war und eine bessere Dotierung des Kurzwellendienstes sicherstellte, dass schrittweise auch ein personeller Ausbau im Redaktions- und Technik-Bereich, bei Administration und Verwaltung in Angriff genommen werden konnte. Im Senderbereich schließlich wurde 1983 ein durch technische Neuentwicklungen optimal modifiziertes Ausbauprogramm erfolgreich abgeschlossen, was dem ORF-Auslandsdienst auf Kurzwelle als im weltweiten Vergleich wohl weiterhin kleine Station eine deutlich größere Flexibilität und Effizienz sicherte.

Die österreichische Stimme aus dem Äther

In der Geschichte des Österreichischen Rundfunks signalisiert das Jahr 1955 den Beginn eines eigenständig produzierten Programms auf Kurzwelle. Erst im Dezember 1954 hatte mit ersten Testsendungen begonnen werden können, bereits der folgende 1. Januar aber überraschte mit der Ausstrahlung des ersten „kurzwellen-eigenen“ Kommentars „Eine Woche in Österreich“ in deutscher, englischer und französischer Sprache. Diese wenigen Minuten einer meist chronikalen Berichterstattung über das Wochengeschehen in Österreich waren die längste Zeit die einzige und wesentliche Informationsquelle für Hörer im Ausland. Dazu gesellten sich vor allem Musiksendungen, aber auch kurze Features (ebenfalls in deutsch, englisch und französisch) sowie als erstes akustisches Großereignis eine Live-Reportage von der Unterzeichnung des österreichischen Staatsvertrages am 15. Mai 1955 im Schloss Belvedere in Wien. Im Juni 1961 wurden dann auch die Sondersendungen anlässlich des Wiener Gipfeltreffens zwischen dem Präsidenten der USA John F. Kennedy und dem sowjetischen Ministerpräsidenten Nikita S. Chruschtschow in deutscher, englischer, französischer und russischer Sprache abgestrahlt. Ein Deutsch-Sprachkurs in vier Sprachen setzte in jenen Jahren einen weiteren Programm-Akzent und Teil-Übertragungen von den Salzburger beziehungsweise Bregenzer Festspielen sowie von den Wiener Festwochen bildeten Höhepunkte des musikalischen Angebotes.

In der Folge wurde versucht, die Stimme Österreichs im Äther aktueller, interessanter und effizienter zu gestalten – und die anhaltend wachsende Zahl an Hörerbriefen war Bestätigung dafür, dass viele, die durch Vertreibung, durch die Kriegswirren oder auch erst während der Nachkriegszeit in ferne Länder verschlagen worden waren, erstmals wieder eine direkte Verbindung mit der alten Heimat aufnehmen konnten. Nicht zu vergessen aber ist auch jenes Radiopublikum der Länder hinter dem Eisernen Vorhang, das alle Informationen und Nachrichten aus dem Westen begierig und dankbar aufnahm und über oft verschlungene Wege Kontakt zum österreichischen Kurzwellendienst und dessen Mitarbeitern fand.

Ab Beginn des Jahres 1969 stand die in der ersten Ausbaustufe geplante Senderkapazität voll zur Verfügung. Der bald darauf im Oktober zwischen dem Österreichischen Rundfunk und der Bundesregierung geschlossene neue Vertrag hatte nun nicht nur die Finanzierung der Kurzwelle zum Inhalt, sondern definierte gleichzeitig auch die neuen Aufgaben des Auslandsdienstes mit dem Ziel, die Position und den Standpunkt Österreichs in der Welt zu präzisieren sowie die Ausbildung eines Österreich-Bildes im Ausland zu fördern. Grundlage dafür war ein bereits im Februar 1970 eingeführtes Programmschema, das das Informationsangebot durch tägliche Journalsendungen in deutsch, englisch, französisch und spanisch, durch Wirtschafts-, Wissenschafts- und Kultur- sowie Sportberichterstattung erweiterte sowie Spezialangebote wie beispielsweise für Auslandsösterreicher, für Freunde österreichischer Musik oder für DX-Funkamateure umfasste. Mit der Leitung des Kurzwellendienstes wurde Alfred Macher vom Aktuellen Dienst des ORF betraut und ihm gelang es, innerhalb von nur zwei Monaten mit neuen Mitarbeitern selbstständige Redaktionen aufzubauen, die all diese Sendungen journalistisch gestalteten. Wenn dem Kurzwellendienst mit dieser neuen Programmstruktur auch ein echter Schritt nach vorne geglückt war und das bisherige Notprogramm beendet werden konnte, so war das Programm-Gesamtangebot im internationalen Vergleich doch eher bescheiden. Eine weitere Erhöhung des Budgets von der Regierung zu erreichen, blieb jedoch vorerst nur ein Wunschtraum, innenpolitisch auch durch Nationalratswahlen und Regierungsbildungen stark verzögert. Erst zu Beginn der Siebziger-Jahre wurde ein weiterer Programmausbau des ORF-Auslandsdienstes auf Kurzwelle als staatspolitische Notwendigkeit gesehen, was sich auch in einem

neuen, im April 1972 zwischen der Republik Österreich und dem ORF beschlossenen Vertrag über die Aufgaben und Finanzierung des Kurzwellendienstes niederschlug.

Die österreichische Präsenz im weltweiten Kurzwellen-Konzert

Der seither geltende Programmauftrag lässt sich dahingehend zusammenfassen, der Welt ein Bild Österreichs unter besonderer Betonung einer zeitgemäßen Aussage und auf der Grundlage des Rundfunkgesetzes zu vermitteln. In der Programmgestaltung war das strikte Gebot der Objektivität und Meinungsvielfalt verpflichtend zu beachten. Dazu zählte in erster Linie eine umfassende Information über das politische, wirtschaftliche und kulturelle Geschehen in Österreich, soweit dies für das Verständnis Österreichs bei Hörern in aller Welt von besonderem Interesse ist. Daneben aber konnte der Kurzwellendienst für zeitlich begrenzte Schwerpunktprogramme herangezogen werden, wobei das Hauptgewicht des rund um die Uhr gesendeten Programms während all der Jahre und Jahrzehnte hindurch fraglos bei Informationssendungen lag, wenngleich der österreichischen Musik als weltweit bekannter Qualitätsbegriff eine besondere Bedeutung zukam. Ergänzend produzierte ein so genannter Transkriptionsdienst in verschiedenen Sprachen Spezial-Programme, die ausländischen Rundfunkanstalten zur Verfügung gestellt wurden. Natürlich konnten diese Sendungen immer wieder im eigenen Kurzwellen-Programm eingesetzt werden, die fehlende finanzielle Basis für dieses außerordentlich wichtige Serviceangebot aber verhinderte jede Ausweitung. Bald hatte der noch junge Kurzwellendienst auch echte Bewährungsproben zu bestehen wie etwa die Berichterstattung über den Terroranschlag auf die Minister-Konferenz der OPEC, der Organization of Petroleum Exporting Countries, im Dezember 1975 in Wien. Auf der einen Seite bestand die Herausforderung, immer die neuesten Nachrichten in allen Sendesprachen oft im Fünfzehn-Minuten-Takt auszustrahlen, auf der anderen Seite auch die offiziellen Aussagen der verantwortlichen Politiker beziehungsweise die Erklärungen der Terroristen schnell und korrekt auf Sendung zu bringen.

Eine andere Herausforderung war fraglos die Gestaltung und Abwicklung einer kurzfristig ins Programm genommenen speziellen Sendung für die österreichischen UN-Soldaten, die im Auftrag der Vereinten Nationen im Grenzgebiet zwischen Israel und Syrien auf dem Golan beziehungsweise

auf Zypern ihren Friedensdienst leisteten. Die weiterhin personell kleine Mannschaft der deutschsprachigen Redaktion, die allerdings Schritt für Schritt Zuwachs bekam, hatte zusätzlich zur bisherigen journalistischen Arbeit zweimal täglich, am Morgen und am späteren Nachmittag, eine halbstündige Sendung mit Informationen aus Österreich, mit Nachrichten und Glückwünschen von Familienangehörigen der Soldaten und nicht zuletzt mit Musikeinblendungen zu gestalten. Eine Aufgabe, die viele Jahre lang durchaus zufriedenstellend erfüllt wurde und die sich nicht zuletzt als ausgezeichnete Schulung für spätere Live-Arbeit vor dem Mikrophon erwies.

Solche und ähnliche Ereignisse in der Geschichte des ORF-Auslandsdienstes mögen auch der Grund dafür sein, wieso die deutsche Redaktion innerhalb des ORF über lange Zeit inoffiziell als eine Art Lehrredaktion für junge Redakteursaspiranten galt. Denn anders lässt sich wohl nicht erklären, dass etwa zwei Dutzend ehemaliger Kurzwellen-Mitarbeiter später in andere Redaktionen des ORF (gleichgültig ob Radio oder Fernsehen) oder auch zu Agenturen und Printmedien wechselten, wo sie ihre Berufslaufbahn erfolgreich fortsetzten.

Anspannung für alle Kurzwellen-Mitarbeiter bedeutete im Frühjahr 1976 die Übersiedlung in neue Redaktions- und Technikräume im ORF-Zentrum in Wien-Hietzing. Ursprünglich für die große Hörfunk-Abteilung Aktueller Dienst und Zeitgeschehen geplant und dem damals modernsten Stand der Studioteknik entsprechend eingerichtet, fielen diese Räume auf dem Küniglberg dem Kurzwellendienst gleichsam als Geschenk zu, weil die Radio-Nachrichten- und Journalredaktion den zentral gelegenen Standort Funkhaus in der Wiener Argentinierstraße nicht aufgeben wollte und auch einer engeren Nachbarschaft zu den Kollegen des Aktuellen Dienstes Fernsehen vorzog. So hieß es also für das gesamte Personal des Auslandsdienstes, von seiner bisherigen Heimstatt, der legendären Kurzwellen-Baracke hinter dem einst genau gegenüber dem Funkhaus gelegenen Parkplatz Abschied zu nehmen und in ein völlig neues Umfeld zu wechseln. Der Umzug war natürlich von langer Hand geplant gewesen und verlief ohne jede organisatorische Panne, das Umschalten von der bisherigen Programmabwicklung in der Argentinierstraße auf den neuen Abwicklungs-Regieplatz im ORF-Zentrum klappte klaglos und war für keinen einzigen Kurzwellen-Hörer zu bemerken.

Die inhaltlichen Schwerpunkte der Informationsprogramme der folgenden Jahre lagen bei Großereignissen, wie es etwa die Eröffnung der Wiener UNO-City oder das Gipfeltreffen von US-Präsident Jimmy E. Carter und UdSSR-Staatschef Leonid I. Breschnew zur Unterzeichnung des SALT-2-Vertrages 1979 in Wien waren, die Besuche von Papst Johannes Paul II. in Österreich oder bereits 1976 die Olympischen Winterspiele in Innsbruck. Innenpolitisch dagegen waren es vor allem die wichtigen Wahlgänge wie Nationalrats-, Landtags- oder auch die Bundespräsidentenwahlen, die immer wieder für die Mitarbeiter aller Redaktionen eine besondere journalistische Herausforderung darstellten. Und diese Arbeit fand auch internationale Anerkennung, wenn in einem Artikel der amerikanischen Radiozeitschrift „Review of International Broadcasting“ zu lesen war: „Von allen Sendern mit schwacher Sendeleistung hat der Österreichische Rundfunk den höchsten Rang, was seinen Professionalismus und seinen Aufbau betrifft ... Die besonders neutrale Aufbereitung ist interessanter als die anderer KW-Dienste. Der Nachrichtenblock ist kurz, scheint aber immer bei wichtigen Ereignissen noch Informationen einzubringen, die von anderen Stationen ausgelassen werden.“

Derartiges Lob war nicht nur Ansporn, sondern auch Verpflichtung im weitesten Sinn des Wortes. So konnten im Spätherbst 1982 neue Antennen und Sendeanlagen in Moosbrunn fertig gestellt werden. Eine Drehstand- und eine Quadrantenantenne, eine Antennenwand und ein 500/300 kW-Sender ermöglichten bessere Anpassungen an jeweilige Ausbreitungsbedingungen von Kurzwellenfrequenzen und damit verbunden eine verbesserte Empfangssituation im Versorgungsgebiet. Meinungsumfragen und Hörer-Contests, verbunden mit kleinen Quizspielen, bestätigten ebenso wie die stetig wachsende Zahl der Hörerzuschriften, dass Zusammenstellung, Inhalt und Präsentation der Programme allgemeine Zustimmung fanden.

Die internationale Kurzwelle und das neue Europa

Mitte der Achtziger-Jahre strahlte Radio Österreich International – so der neue Sendename des bisherigen ORF-Auslandsdienstes auf Kurzwelle – auf insgesamt vierzig Frequenzen jeden Tag durchschnittlich knapp 97 Sendestunden aus. Und einem Bericht des „Board of International Broadcasting“ zufolge hatte die österreichische Kurzwelle in den Ländern des damaligen Ostblocks Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Bul-

garien mehr als acht Millionen Hörer – obwohl in keiner der jeweiligen Landessprachen oder gar in russisch gesendet wurde!

Dieser durchaus bewusste Verzicht auf Sprachen, die im ehemaligen sowjetischen Einflussbereich verbreitet waren, mag mit ein Grund dafür gewesen sein, dass Österreichs Kurzwelle nicht oder wenn, dann nur in einem ganz geringen Ausmaß gestört oder einzelne Frequenzen von wesentlich stärkeren Sendern besetzt und überlagert wurden. Unabhängig von derartigen Überlegungen dagegen war der Einsatz einer wöchentlichen Sendung in Esperanto und viele Jahre später die Entscheidung, auch Sendungen in arabischer Sprache in das Programm aufzunehmen. Das war zu einem Zeitpunkt, als die Region des Nahen Ostens beziehungsweise des Persischen Golfs wieder in das Zentrum der weltpolitischen Aufmerksamkeit gerückt war. Die anhaltende Nahost-Krise, der langjährige Krieg zwischen den beiden Nachbarländern Irak und Iran, der Einfall irakischer Truppen in Kuwait und kurz danach der erste Golf-Krieg waren immer wieder Anlass, das Informationsangebot auf Kurzwelle zu erweitern und beispielsweise auch einen rund um die Uhr durchgehenden Nachrichtendienst einzurichten. ROI war und galt weiterhin als ein unverzichtbares Medium für die Übermittlung von Informationen per Radio aus und über Österreich, aufbereitet und zusammengestellt von etwa zwölf Journalisten, die allein in der deutschsprachigen Redaktion arbeiteten, während die Fremdsprachen-Redaktionen meist acht bis zehn Mitarbeiter umfassten. Das war auch der höchste Personalstand, den Radio Österreich International je erreichte.

Vor dem Hintergrund der technischen Weiterentwicklung rückte immer mehr die neue Satellitentechnik in den Mittelpunkt, um auch in Zukunft Stammhörer besser erreichen und dazu neue Hörer gewinnen zu können. Eine Zusammenarbeit zwischen Radio Österreich International und Radio Canada International stand am Beginn, dass ab dem Jahre 1988 ROI-Sendungen über Satellit nach Kanada übermittelt wurden, um dort in den nordamerikanischen Raum ausgestrahlt zu werden, während im Gegenzug ein kanadisches Programm von ROI in den Nahen Osten gesendet wurde. Und nur sieben Jahre später war bereits das Europa-Programm aus Wien über das ASTRA-Satellitensystem in digitaler Tonqualität auf dem ganzen europäischen Kontinent zu hören. Die Überwindung der Spaltung Europas nach dem Zusammenbruch des sowjetischen Machtimperiums, die beschleunigte Dynamik auf dem Weg zu

einem vereinigten Europa, nachdem Österreich seinen Beitritt zur Europäischen Union beantragt und dann auch den Schritt in Richtung eines größeren gemeinsamen Europa getan hatte, machte alle Nachbarländer als Zielgebiet für das Kurzwellen-Programm aus Wien noch wichtiger. Einerseits musste ROI seinen Hörern in aller Welt die Reaktionen der österreichischen Politik, aus Wirtschaft und Kultur auf die sich wandelnde Situation des europäischen Umfelds vermitteln, formulierte damals der 1987 neu bestellte Intendant von Radio Österreich International Paul Lendvai; andererseits mussten die Kurzwellen-Programme die historischen Bindungen und die neue Probleme einer wieder gewonnenen europäischen Nachbarschaft ausgewogen und objektiv widerspiegeln.

Der Schritt in das digitale Zeitalter

Die Planungen und Vorarbeiten, die Um- und Einbauten sowie die Testläufe hatten Jahre in Anspruch genommen. Am 23. Juli 1998 aber war es endlich so weit, dass Radio Österreich International den Sprung in die digitale Medienzukunft geschafft hatte und der gesamte Produktions- und Sendebetrieb des ORF-Weltradios mit modernstem Technikstandard auf Sendung ging. Allerdings sollte es noch mehr als ein Jahr dauern, bis alle Studios und Betriebsanlagen von ROI in einer kombinierten digitalen Computer- und Netzwerktechnik modernisiert waren. Für die Mitarbeiter der Kurzwelle, für Redakteure und Tontechniker, für Sendungsverantwortliche oder administrativ tätige Kollegen bedeutete diese Digitalisierung eine komplette Umstellung ihrer bisherigen Arbeit und dazu die Notwendigkeit, zu lernen und nochmals zu lernen. Wenn es früher einem redaktionellen Mitarbeiter geradezu verboten gewesen war, nur in die Nähe eines Regietisches zu kommen; wenn später von den Technik-Kollegen nur erlaubt wurde, ein Tonband auf der Bandmaschine aufzulegen und vielleicht sogar die Start- oder Stoptaste zu betätigen; wenn noch später Bänder auf Studiomaschinen geschnitten oder sogar kurze Aufnahmen gemacht wurden, so war es jetzt plötzlich völlig selbstverständlich und wurde allgemein erwartet, dass jeder Programm-Mitarbeiter und selbst der jüngste Redakteursaspirant den überwiegenden Teil der bisherigen Tonmeister-Tätigkeiten übernimmt und auch allein damit zu Rande kommt. Damit vollzog sich eine grundlegende und tiefgreifende Änderung der bisher üblichen und gewohnten Arbeitspraxis bis – wie sich bald zeigen sollte – zum so genannten Selbstfahrer-Studio, wo der Sendungsgestalter beziehungsweise Moderator

seine eigene Sendung live abwickelt und on air bringt. Die Digitalisierung jedenfalls wurde als Eintrittskarte in das globale Medienzeitalter gesehen und für einen kleinen Sender wie ROI, der im weltweiten Verdrängungswettbewerb überleben muss, wäre es geradezu lebenswichtig, trotz bescheidener Finanzmittel die Modernisierung der technischen Anlagen voranzutreiben, wurde im ORF offiziell argumentiert.

Radio Österreich International strahlte nun sein Programm über traditionelle Kurzwellen-Frequenzen aus, daneben aber in Europa auch über Mittel- und Langwelle; überdies wurden ROI-Sendungen über nationale und regionale Kabelnetze vor allem in den USA verbreitet, Radiostationen in Australien, Kanada und Südafrika wurden mit Programmen versorgt und der Satellitenempfang von ROI war in Europa und Nordamerika, in Afrika, im Nahen Osten, in Asien und in Australien möglich. Und nicht zuletzt war Radio Österreich International im Internet zu finden und als RealAudio auch zu hören. Alle diese Sendewege wurden umfassend genutzt und ermöglichten den erfolgreichen Großeinsatz von Redaktionen und Technik, als ROI besonders ausführlich über das Halbjahr der österreichischen EU-Ratspräsidentschaft und das abschließende Gipfeltreffen aller Staats- und Regierungschefs der Europäischen Union im Dezember 1998 in Wien berichtete.

Der österreichische Kurzwellen-Dienst und die europäische Krise

Europa aber blieb von krisenhaften Entwicklungen nicht verschont, die während des letzten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts ihren Höhepunkt im Krieg auf dem Balkan fanden. Selbstverständlich verlagerte sich das Schwergewicht der journalistischen Tagesarbeit auf eine umfassende Berichterstattung über das Kriegsgeschehen auf dem Boden des ehemaligen Vielvölkerstaates Jugoslawien, wobei sich nicht zum ersten Mal die enge Zusammenarbeit von ROI mit den Aktuellen Diensten von Hörfunk und Fernsehen bewährte. So konnten aktuelle Berichte der ORF-Korrespondenten aus dem Kriegsgebiet ohne größeren Zeitverlust einem weltweiten Hörerpublikum übermittelt werden.

Zusätzlich stellte sich ROI mit der Aktion „ORF-Radio Nachbar in Not“, die auf Anregung der österreichischen Bundesregierung ins Leben gerufen worden war, eine weitere Aufgabe. Nach nur etwa einer Woche Vorbereitungszeit ging am 26. April 1999 ein vielsprachiges Programm auf Sen-

dung, das den Menschen in den Kriegs- und Krisenregionen Serbien, Kosovo, Montenegro, Mazedonien und Albanien Information und Service bieten sollte. Gerade in Krisenzeiten, so war die Überlegung, sei eine objektive und umfassende Information für alle von Unruhen und Krieg betroffenen Menschen lebens-, ja oft überlebenswichtig. Gesendet wurde in den Sprachen Serbisch, Kroatisch, Bosnisch und Albanisch, dazu auch noch in Deutsch und Englisch. Dabei arbeiteten Kollegen der ORF-Radioprogramme und des Wiener Mittelwellen-Radios 1476 mit Radio Österreich International zusammen, das im besonderen für den Bereich Nachrichten und aktuelle Berichterstattung zuständig war. Für diese Sendungen wurden der mit verstärkter Leistung arbeitende Mittelwellensender Bisamberg mit der Frequenz 1476 kHz eingesetzt sowie eine eigene Kurzwellen-Frequenz 5945 kHz zur Verfügung gestellt. Das katastrophale Erdbeben in der Türkei im August des gleichen Jahres war dann auch Anlass, dass dieses ORF-Radio Nachbar in Not sein Programm kurzfristig um Informationen in türkischer Sprache erweiterte, um die türkisch-stämmige Bevölkerungsgruppe in Österreich beziehungsweise im angrenzenden Ausland mit Nachrichten und Service-Hinweisen versorgen zu können.

Noch Anfang des Jahres 2000 schienen Programmangebot und -umfang von Radio Österreich International ungefährdet. Österreich-Information aus allen Lebensbereichen, aus erster Hand, weltweit und rund um die Uhr – so präsentierte sich das Weltradio des ORF. Und neben noch umfangreicherer Information wurde auch der Internet-Auftritt von ROI benutzerfreundlicher gestaltet, eine neben traditioneller Kurzwelle, Kabel und Satellit immer wichtiger werdende Vertriebs-schiene im internationalen Informationsgeschäft. Das Auslandsradio des ORF hatte zur Jahreswende 1998/99 mit Roland Machatschke einen neuen Intendanten bekommen, der umgehend eigene Initiativen setzte und neue Programminhalte und Serviceleistungen, ein neues Erscheinungsbild, eine neue Präsentation von ROI im ORF-Teletext und ein erweitertes Internet-Angebot anregte. Neben einem neuen akustischen Auftritt mit neuen Signations und Pausenzeichen wurde ein deutlich verlängertes Informations- und Servicemagazin am Morgen eingeführt, ein ROI-Reiseservice angeboten, ein eigenes Sommerprogramm für österreichische Urlauber im Ausland konzipiert.

So erfolgreich aber das Jahr 1999 auch gewesen war, so unerfreulich war die Bilanz, die ein Jahr

später Ende 2000 gezogen werden musste. Zunächst war innerhalb der ORF-Geschäftsführung kurzfristig und völlig unerwartet entschieden worden, dass der Kurzwellendienst vom ORF-Zentrum wieder in das Funkhaus zu übersiedeln hatte. Eine Entscheidung, die umso weniger zu verstehen war, weil ja der gesamte technische Bereich von ROI im Rahmen eines umfassenden und teuren Investitionsprogramms erst vor kurzer Zeit auf Digitaltechnik umgestellt und von Grund auf völlig neu installiert worden war. Und dann war der Zeitrahmen des Umzugs derart knapp bemessen, dass alle ROI-Mitarbeiter während des ganzen Sommer-Halbjahres 2000 gezwungen waren, das Kurzwellen-Programm im Funkhaus nur mit viel Improvisation und noch mehr Idealismus auf Sendung zu bringen. Es war im Spätherbst, dass die gesamte technische Einrichtung, alle Studios, die Regieplätze und die Redaktionen endlich wieder voll einsatzbereit waren.

Der Regierungsparkurs – der Anfang vom Ende

Doch damit nicht genug, denn noch schmerzlicher wurden Kürzungen der ROI-Finzen empfunden, die eine unmittelbare Folge der restriktiven Budget-Sparmaßnahmen der neuen, seit Anfang 2000 amtierenden Bundesregierung waren. Entsprechend dem Rundfunkgesetz war der ORF-Auslandsdienst jährlich von der Bundesregierung finanziert worden und hatte 1999 insgesamt 166 Millionen Schilling erhalten, Gleichsam überfallsartig wurde nun das ROI-Budget für das laufende Jahr von der Regierung auf 140 Millionen Schilling, das heißt um sechzehn Prozent gekürzt. Diese drastische Einsparungsmaßnahme machte einen ersten Personalabbau notwendig, etliche Redakteure und Techniker sowie freie Mitarbeiter mussten ROI verlassen und wechselten in andere Unternehmensbereiche, was drohende Kündigungen erfreulicherweise überflüssig machte. Weniger Geld aber bedeutete nicht nur weniger Mitarbeiter, sondern auch weniger Programm, was einerseits das Ende einiger Sendungen zur Folge hatte, andererseits durch die Übernahme von Teilen des ORF-Inlandsprogramms ausgeglichen wurde.

Nicht einmal ein Jahr später lag dann der Entwurf des neuen Rundfunkgesetzes vor, der bei Radio Österreich International große Bestürzung auslöste. Denn in diesem Textvorschlag war zu lesen, dass der gesetzliche Auftrag an den ORF aufgehoben werden sollte, das ROI-Programm auf Regierungskosten zu produzieren. Damit überließ die Bundesregierung einem durch ihre Gesetzgebung

finanziell bereits geschwächten Rundfunk die Entscheidung, sein internationales Radioprogramm im bisherigen stark eingeschränkten oder in noch weiter verringertem Umfang weiterzuführen oder überhaupt einzustellen – der ORF könne einen Kurzwellendienst betreiben, müsse aber für die Kosten aufkommen.

Rückblickend gesehen war damit eine entscheidende Weichenstellung vorgenommen worden. Alle Bedenken und Appelle, Warnungen und Kritik gleichgültig von welcher Seite blieben ohne Folgen. Die Sorge und Befürchtung etwa der Journalistengewerkschaft, mit dem Ende des verpflichtenden Gesetzauftrages an den ORF, ein Kurzwellen-Programm zu produzieren und auszustrahlen, wäre eine für Österreich wichtige und Image bildende Institution existenziell gefährdet, blieben unbeachtet. Letztendlich wurde das neue Rundfunkgesetz in nahezu unveränderter Form vom österreichischen Nationalrat beschlossen, gleichzeitig wurde das ROI-Budget 2001 vom ORF auf nur mehr 90 Millionen Schilling gekürzt. Schließlich trat das neue Gesetz mit 1. August 2001 in Kraft, die für das bereits klein gewordene ORF-Weltradio unmittelbar spürbaren Auswirkungen bestanden in der Ankündigung, für das Budget 2002 des Kurzwellen-Radios nun 45 Millionen Schilling als Richtwert festzusetzen. Dass diese umgerechnet 3,3 Millionen Euro letztendlich auf 4,9 Millionen Euro erhöht wurden, war nur Bestätigung für das geflügelte Wort „Zu wenig zum Leben, zum Sterben zu viel.“

Der Kurzwellensender Radio Österreich International war also nicht nur klein geworden, „sondern so gut wie verhungert“, hatte die Frankfurter Allgemeine Zeitung in einem Artikel geschrieben. „Als Medien, die der weltweiten Selbstdarstellung eines Landes dienen, würden Kurzwellensender häufig staatlich finanziert; nicht so in Österreich, dessen Regierung ROI an den ORF abgetreten habe, um sich so eines Ausgabenfaktors entledigen zu können.“ Seit 1999 hätte der Sender die Mitarbeiterzahl halbiert und dennoch in sechs Sprachen – deutsch, englisch, französisch, spanisch, arabisch und Esperanto – gesendet und er hatte, man fragt sich wie, sein Internet-Angebot erweitert. Ein Antrag, den ORF gesetzlich zu verpflichten, Radio Österreich International zu betreiben, war im Nationalrat von einer Mehrheit abgelehnt worden – „derweil wäscht die österreichische Bundesregierung ihre Hände in Unschuld.“

Vor diesem Hintergrund war das ROI-Programm

völlig neu zu denken, wurde von der ORF-Geschäftsführung formuliert, als Marke allerdings sollte ROI erhalten bleiben und ebenfalls die Fremdsprachigkeit, das heißt ein englisches, französisches und spanisches Programm. Das deutsche Programmangebot sollte zum allergrößten Teil vom Inlandsrundfunk übernommen werden, Sendungen in arabischer Sprache und in Esperanto werden eingestellt, die freien Mitarbeiter nicht weiter beschäftigt. Und doch sollte es möglich sein, so die aufmunternd gemeinten Worte aus dem Kreise der ORF-Geschäftsführung, trotz eines neuerlich kleiner gewordenen Mitarbeiter-teams ein sehr gutes Programm zu machen.

Tatsächlich versuchten die wenigen noch verbliebenen ROI-Mitarbeiter unverdrossen, mit ganz wenig Geld und unglaublich vielen größeren oder kleineren Einsparungsmaßnahmen ein „gutes“ Programm zu machen und konnten – wohlge-merkt mit tatkräftiger Unterstützung aller jener Personen und Interessensgruppen, die einen Kurzwellendienst als Österreichs Stimme in der Welt unbedingt notwendig erachteten – das endgültige Ende von Radio Österreich International gut zwei Jahre hinauszögern. Als einziges elektronisches Medium, das es ermöglicht, Österreichs Haltung zu Fragen aus Politik, Wirtschaft, Kultur und Wissenschaft weltweit zu verbreiten und damit eine Leistung zu erbringen, die im Hinblick auf die EU-Erweiterung von besonderer Bedeutung sei, sollte ROI weiterhin auf Sendung gehen können.

Letztendlich aber blieben alle derartigen Argumente und Appelle wirkungslos, die Einstellung von ROI wurde in Form einer so genannten Neustrukturierung des Kurzwellendienstes durchgeführt, womit der Ersatz des bisher überwiegend eigenständigen ROI-Programms durch das neue Angebot „Radio Österreich 1 International“ gemeint war. Diesem Vorschlag der ORF-Geschäftsführung gab der ORF-Stiftungsrat in seiner Sitzung am 26. März 2003 seine Zustimmung. Durch den weiteren Betrieb des Kurzwellensenders Moosbrunn würden sowohl die Chancen

der Digitalisierung der Kurzwelle als auch der Einsatz der Kurzwelle in Krisenzeiten gesichert, hieß es weiters in einer offiziellen Presseaussendung des ORF. Und: „Mit der Neuordnung des Auslandsdienstes über Kurzwelle kann der ORF weiterhin höchste Qualität anbieten und gleichzeitig in einem Zeitraum von drei Jahren Einsparungen in der Höhe von jährlich rund vier Millionen Euro erzielen.“

Der Concordia-Publizistikpreis zum endgültigen Abschied

Das endgültige Ende eines eigenständigen Programms von Radio Österreich International hatte sich seit dem Spätherbst 2002 abgezeichnet, das Schicksal des Kurzwellendienstes war im März 2003 besiegelt und endgültig Abschied nehmen hieß es am 30. Juni 2003 um Mitternacht.

Zuletzt aber hatte sich das klein gewordene Redaktions- und Technikteam der Kurzwelle noch über ein besonderes Abschiedsgeschenk freuen können, das sicherlich auch als symbolischer Akt zu verstehen war. Am 21. März hatte der Pressclub Concordia seine Entscheidung bekannt gegeben, die Concordia-Publizistikpreise des Jahres 2003 an die Obdachlosen-Zeitung „Augustin“ und an „Radio Österreich International“ zu vergeben. Der „Augustin“ erhielt den Preis der Kategorie Menschenrechte, ROI dagegen den Preis der zweiten Kategorie Pressefreiheit. Seit mehr als drei Jahrzehnten vermittelte ROI gelebte Informationsfreiheit, begründete die Jury die Zuerkennung des Concordia-Publizistikpreises für hervorragende publizistische Leistungen für Menschenrechte, Demokratie und insbesondere für Presse- und Informationsfreiheit. „In Regionen mit staatlich gelenkten Medien biete der Sender auf Kurzwelle die einfachste, billigste und oft einzige Möglichkeit für die Bevölkerung, sich unabhängig zu informieren. ROI trage mit seinem Qualitätsjournalismus auch ganz wesentlich zu einem weltoffenen und toleranten Image Österreichs im Ausland bei. Die Journalistengewerkschaft gratuliert dem ROI-Team und dem ORF zur Verleihung des Concordia-Preises.“

Hartmut W. BÖSE

Geboren 1943 in Wien. Nach zaghaften journalistischen Schülerzeitungs-Versuchen münden eine musikalische Ausbildung und Universitätsstudien in einer schriftstellerischen Tätigkeit auf musikwissenschaftlichem Gebiet. Die Anstellung als ORF-Redakteur bedingt einen Wechsel zum tagespolitischen Journalismus, ergänzt durch Sendungsproduktionen mit Schwerpunkt Musik, Kunst und Kultur, Reise und Tourismus.

Versunkene Radiowelt

Kulinarische und andere Empfehlungen für eine neue Rundfunkgeschichte

Wolfgang Duchkowitsch / Verena Wahl

Auftakt

„Hallo, hallo, hier Radio Hekaphon auf Welle 600.“ So hatte sich der erste Radiosender Österreichs am 1. April 1923 gemeldet, betrieben von der Telephon & Telegraphenfabrik „Czeija, Nissl & Co.“ 18 Monate danach stellte „Radio Hekaphon“ sein Programm ein und die RAVAG nahm ihre ersten Sendungen während der Herbstmesse 1924 auf, zwei Jahre nach Gründung der BBC in England und ein Jahr nach Einführung des Rundfunks in Deutschland. Der offizielle Start der RAVAG (Radio-Verkehrs AG) erfolgte am 1. Oktober mit der Ausstrahlung einer Festveranstaltung, eingeleitet von einem Richard Wagner-Konzert. Rudolf Henz, später selbst beim Rundfunk in Österreich tätig, erinnerte sich stolz an jene Tage: „Plötzlich begann die Luft zu erklingen! Mit einfachsten, ja lächerlichen selbstgebaute Apparaten konnte man Töne und Stimmen einfangen. Diese Übertragung von elektromagnetischen Wellen, die im Kopfhörer zum Tönen gebracht werden konnten, war ein Wunder.“¹ Und ein anderer Zeitzeuge berichtete: „Jeder, der nur halbwegs mit dem Schraubenzieher umzugehen verstand, versuchte sich einen Detektorapparat selbst zu bauen, um so schnell als möglich am Radioempfang teilnehmen zu können. Es war ja auch nicht schwer. Etwas Pappe, einige Meter Draht und ein Kristall genügten, um zu Hause die entferntesten Klänge hervorzuzaubern.“²

Die Ausbreitung des Rundfunks in Österreich vollzog sich über mehrere Etappen. So dauerte es in Klagenfurt und in Innsbruck rund zwei Jahre, bis die Zwischensender in Betrieb genommen werden konnten, und der Zwischensender Salzburg war erst nach fünfeinhalb Jahren einsatzbe-

reit. Und dennoch standen bereits 1930 in 400.000 Haushalten Radioapparate, 1938 waren es 582.000.³

Forschungsstand

Über die Geschichte des Hörfunks in Österreich und die rasante Zunahme an HörerInnen vor dem „Anschluss“ gibt es nur wenige eigenständig erschienene Publikationen: „Programmgestaltung und Regie im Hörfunk“ von Ewald G. Binder, „Die Pflege der Oper im österreichischen Rundfunk“ von Alphons Übelhör, Sohn des ehemaligen RAVAG-Angestellten und Programmdirektors der Rundfunk-Ges.m.b.H. Alfons Übelhör, „Archäologie des Radios in Salzburg. Vom Sprecherkabinett zum Landesstudio Salzburg (1925-1972)“ von Christine Schweinöster⁴, „Rundfunk in der Steiermark 1924-1929. Phänomen eines Massenmediums aus regionaler Sicht“ von Gabriele Russ⁵ und „Hörfunkwerbung in Österreich 1924 bis 1957“ von Daniela Lechleitner⁶ – von der zuletzt genannten Arbeit abgesehen allesamt Dissertationen – sowie jene von Theodor Venus⁷ und „Der Rundfunk. Vorgeschichte und Wesen“ von Karl Rössel-Majdan.⁸ Die erste Gesamtdarstellung schrieb sich die Anstalt anlässlich ihres 40jährigen Bestehens selbst. Für die Gestaltung war Alfred Hartner (ein leitender Angestellter im ORF) zuständig, redaktionell begleitet von Viktor Ergert. Zwei Jahre danach, ebenfalls herausgegeben vom Österreichischen Rundfunk, erschien die Publikation „40 Jahre Landfunk in Österreich“ von Rudolf Wicha.

1974 legte Ergert den ersten Band der Jubiläumsausgabe „50 Jahre Rundfunk in Österreich“ vor,

¹ Viktor Ergert: *50 Jahre Rundfunk in Österreich*. Bd. 1. Wien 1974, S. 74.

² w.o.

³ *Das kleine Kino- und Radio-Blatt*. 1938, Nr. 1, S. 2.

⁴ Christine Schweinöster: *Archäologie des Radios in Salzburg. Vom Sprecherkabinett zum Landesstudio Salzburg (1925-1972)*. Dipl.Arbeit. Salzburg 1989.

⁵ Gabriele Russ: *Rundfunk in der Steiermark 1924-1929. Phänomen eines Massenmediums aus regionaler Sicht*. Phil.

Diss. Wien 1987.

⁶ Daniela Lechleitner: *Hörfunkwerbung in Österreich 1924 bis 1957*. Dipl.-Arbeit. Wien 1985.

⁷ Theodor Venus: *Die Entstehung des Rundfunks in Österreich. Herkunft und Gründung eines Massenmediums*. Teil 1-3. Phil.Diss. Wien 1982.

⁸ Karl Rössel-Majdan: *Der Rundfunk. Vorgeschichte und Wesen. Eine kulturwissenschaftliche Untersuchung*. Wien 1953.

in dem er sich der RAVAG zwischen 1924 und 1945 widmete. Er, ein Absolvent des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft und langjähriger Mitarbeiter des ORF, konnte für die Publikation dieses wie auch der folgenden Bände den renommierten Residenz Verlag gewinnen. Damals wie heute für viele LeserInnen ein Standardwerk, obwohl wissenschaftlich ungenügend und primär eine thematisch grob strukturierte Anhäufung von Fakten und Daten, die zwischendurch mit spärlich oder überhaupt nicht näher erklärten Darstellungen von Sachverhalten ergänzt sind.

So stellen sich ihm Vorgänge des Jahres 1933 deutlich vereinfacht dar:

„Der im Jahre 1933 stark bemerkbare Rückgang der Radioteilnehmer veranlasste die RAVAG, das musikalische Programm intensiver zu pflegen. Der Flut von propagandistischen vaterländischen Sendungen wollte sie gute musikalische Sendungen gegenüber stellen und damit das Interesse der Hörer am Programm erhöhen.“⁹

In der Tat gab es 1933 einen stark bemerkbaren Rückgang der Radioteilnehmer, in der Tat gab es einen Hörerstreik, in der Tat haben abertausende Radiohörer den Empfangsbezug der RAVAG gekündigt. Warum es einen stark bemerkbaren Rückgang der Radioteilnehmer gegeben hat, verschweigt Ergert jedoch. Er schreibt bloß von einem stark bemerkbaren Rückgang der Radioteilnehmer, der die RAVAG veranlasste, das musikalische Programm intensiver zu pflegen. Er weist nicht auf politische Hintergründe der Kündigungswelle hin, nämlich auf die Vereinnahmung des Rundfunks durch die Christlichsozialen, wie Zeitzeugenberichte kritischer Printmedien belegen:

„Mit so vielen andern Freiheiten in Österreich hat die Regierung Dollfuß auch die Freiheit des Radios konfisziert. Seitdem das gedruckte Wort an die Kette gelegt ist und die Staatsbürger nicht mehr in Versammlungen ungehindert ihre Meinung ausdrücken dürfen, wurde auch das Radio in die Regierungspolitik eingezwängt.“¹⁰

Neben der *Arbeiterzeitung* äußerte sich auch *Das kleine Blatt* kritisch zu der damaligen politischen Einflussnahme auf den Rundfunk:

„Die Ravag kann sich nicht im Unklaren darüber sein, dass weite Kreise der Bevölkerung mit dem Wiener Radio sehr unzufrieden sind. (...) Der Grund der Unzufriedenheit liegt in der durchaus einseitigen Politik, die die Ravag in der neuesten Zeit betreibt.“¹¹

Doch beließ es das *Kleine Blatt* nicht bei der scharfen Kritik gegen politische und RAVAG-Führung, sondern gab sich außerdem betont polemisch gegen die Hörerschaft:

„Das ist ungerecht und besonders ungerecht, wenn man bedenkt, dass die Ravag bekanntlich keine Wohltätigkeitsinstitution ist, sondern für ihre Leistung eine Gebühr einhebt. Sich für sein Geld, das manchem Ravag-Abonnenten zu zahlen nicht leicht fällt, noch unangenehme Dinge sagen zu lassen? Sich das Maul verbinden zu lassen? Nein – das hat man schließlich nicht notwendig. Und wenn einen die Herren, die jetzt den Äther zu beherrschen meinen, als Luft betrachten, so kann man sie ja trotz allen anderen Erwägungen mit sich und ihren Gesinnungsfreunden allein lassen und muss da nicht mitun. So denken heute in Wien viele und es ist zu befürchten, dass ihrer immer mehr werden (...)“¹²

Ergert stellte die RAVAG als Instrument autoritärer Staatsführung betont verharmlosend dar:

„Die Ereignisse des Jahres 1933 führten auch in der RAVAG zu wesentlichen Veränderungen. Der autoritäre Kurs bemächtigte sich des Instruments Rundfunk und begann es für seine Zwecke zu nutzen. [...] Von der Regierungsseite zeigte sich das Problem so, wie es Dr. Kurt Schuschnigg darstellte: ‚Selbstverständlich muss das Verhältnis eines autoritär geführten Staates zum Rundfunk ein anderes sein. Mit der Ausschaltung des Parteienwesens darf und muss auch der Rundfunk vom Staate zu seinen Zwecken in erhöhtem Maße herangezogen werden. Ein so geleiteter Staat muss sich des Rundfunks bedienen. (...)‘ In diesem Sinne sprach auch Oskar Czeija als Generaldirektor der RAVAG bei einer passenden offiziellen Gelegenheit: ‚Der Rundfunk hat eine neue Aufgabe übernommen, nämlich die Aufgabe, das gesamte Volk in einheitlicher Willensbildung zusammenzufassen.“¹³

⁹ ebd., S. 142/143.

¹⁰ N.N.: *Freiheit im Radio*. In: *Arbeiterzeitung*. Nr. 84. 26.9.1933

¹¹ N.N.: *Die Ravag*. In: *Das kleine Blatt* (Wien). Nr. 109.

21.4.1933

¹² N.N.: *Das kleine Blatt*. Nr. 109. ebda.

¹³ Ergert, *50 Jahre Rundfunk in Österreich*, S. 133/134.

Dabei belässt es Ergert. Kein Wort der Distanz. Nur einmal macht er Zugeständnisse an die tatsächlichen Vorkommnisse, gesteht kleinlaut, dass der Regierung „mancherlei Bedenken“ gekommen seien, „als die Zahl der Abmeldungen ein fast bedrohliches Ausmaß annahm“¹⁴. Aber kein Wort der Kritik an der damaligen Gleichschaltung des Österreichischen Rundfunks. Im Gegenteil: Die Kursänderung des Rundfunks, die Absage an die neutrale Haltung, von ihm als „unfruchtbarer Neutralismus“¹⁵ abgetan, begrüßt Ergert und hält fest:

„1933, als die Opposition gegen die Regierungspolitik auch innerhalb des Rundfunks kaum mehr nennenswerten Widerstand aufbrachte, fiel das Tabu, das seit Beginn der RAVAG alles betraf, was auch nur entfernt als politische Äußerung gelten konnte: die politische Aufklärung im Sinne der Regierung wurde zur Tugend. Zum Schutze dieser Tugend wurden wie auch bei den Zeitungen bei der RAVAG zensurähnliche Maßnahmen eingeführt.“¹⁶

Dies ist ein Musterbeispiel für Herrschaftsgeschichte, die Unterdrückung verdeckt, ausblendet, missachtet, anstatt sich mit der Situation der Unterdrückten zu beschäftigen. Ihr Verfasser bevorzugte fadenscheinige Argumente, so genügte ihm folgende Begründung für den RAVAG-Richtungswechsel durch Oskar Czeija: „Der beste Rundfunk wird zwecklos vor ausgeschalteten Apparaten.“¹⁷ Also weg mit ethisch und moralisch einwandfreiem, „gutem“ Hörfunk ohne Hörer und stattdessen her mit einem solchen, der sich zum Zwecke der Quote instrumentalisieren lässt?

Capriccio

Abgesehen von den genannten Titeln verfügen wir über keine Arbeiten über die RAVAG vor 1938, ein Umstand, der eine neue Begegnung mit ihrer Geschichte von ihrer Gründung bis zu ihrem Ende 1938 umso faszinierender und „abenteuerlicher“ erscheinen lässt.

Dabei sollte es nicht nur um eine Vertiefung bisher praktizierter Forschungsbemühungen gehen, auch nicht nur auf die Institution RAVAG kon-

zentrierte Forschung. Vielmehr sollten neue Erkenntnisinteressen gefunden werden, die eine Verbreiterung der Rundfunkgeschichtsforschung nach sich zögen.

In diesem Kontext wären neue Bezugsrahmen zu definieren. Für ausdauernde Detektive böte sich z.B. die Frage an, welche Produkte in welcher Präsentationsform im Hörfunk vor 1938 beworben worden sind, um entsprechend damals geltender Aufmerksamkeitsregeln erfolgreich zu sein.

Diese Frage ist in Verbindung mit der Idee des Generaldirektors Oskar Czeija zu sehen, zusätzliche Einnahmen zu lukrieren. Czeija plante laut den Ausführungen von Ergert im Jahre 1930, eine „Rundfunk-Reklame“ für zweimal je 50 Minuten einzurichten. Diese Rundfunk-Reklame sollte aus „Reklamerundsprüchen“, PR-Vorträgen und -Reportagen sowie aus Sponsor-Sendungen bestehen.¹⁸

„Dies gilt besonders für die Rundfunkpropaganda, die Gleichgültige interessieren und Gegner überzeugen will. Hier muss die psychologische Bereitschaft des Rundfunkhörers geschaffen werden, den Rundfunk tatsächlich hören zu wollen und willig aufzunehmen. Darbietungen, die sich an die gesamte Bevölkerung wenden, müssen leicht verständlich, abwechslungsreich und kurz sein.“¹⁹

Aus dieser Idee entstand zunächst ein schwerer Konflikt zwischen der RAVAG und der Presse, ein Konflikt, der nicht auf die 30er Jahre beschränkt blieb. Erinnert sei bloß an die Sturmläufe der österreichischen Tageszeitungen gegen die Ausweitung der Werbezeiten im ORF am Ende der Ära Bachers. So wie unter Bacher lief die Presse schon 1930 gegen die Idee Czeijas Sturm, weil sie Anzeigeneinbußen befürchtete. Czeija gab 1930 dem Druck der Presse nach und verkündete, dass „die Reklame nicht eher in Kraft treten“ werde, „bevor nicht jene Form gefunden ist, die allseits befriedigt“²⁰. Ergert dazu: „Dabei blieb es denn auch. Selbst ein viel späteres, modifiziertes Projekt für ‚Kurzwellen-Werbesendungen‘ für das Ausland wurde nicht realisiert.“²¹

¹⁴ ebd., S. 137.

¹⁵ ebd., S. 123.

¹⁶ ebd., S. 140.

¹⁷ ebd., S. 137.

¹⁸ Vgl. ebd., S. 122.

¹⁹ Oskar Czeija: *Probleme und Bedeutung des österreichischen Rundfunks*. In: *Reichspost* Nr. 330 vom 22.11.1933.

²⁰ Vgl. ebda.

²¹ ebda.

Vehemente Zweifel daran, ob es wirklich so war, mehren sich, wenn man sich konkrete Beispiele – wie folgenden Werbespot – vor Augen führt. Ein Beitrag, der nicht nur durch seinen Seltenheitswert besticht, sondern auch durch die liedhafte Art der Produktwerbung für ein Genussmittel von hohem nationalem Rang:

„In Ottakring, dā is wās los, so stolz san dort die Leit. Und frägt ma wem, warum denn bloß, sāgt der ‚Sans denn net g’scheit? Wo Ottakring doch etwās hāt, a Spezialität. Wās wār denn nur die Wiener Städt, wenn’s dās net geben det.’

Refrain: Wir in Ottakring san Patrioten. Das Motto is stets ‚Mir san mir!’ Denn in Ottakring da wird geboten das köstliche Ottakringer Bier. Von hier aus da rollen die Fassln – die Fassln! – sie roll’n in die weite Welt hinaus. Doch auf alle Fälle, wir bleib’n an der der Quelle und trinken’s hier bei uns zu Haus!

In Ottakring, dā redet man an eigenen Jargon. Auch wer Hernal’srisch glänzend kann, versteht ka Wort davon. Doch nāch am Krügerl oder mehr vom Ottakringer Bier scheint Ottakring’srisch gār net schwer und spielend lernt man’s hier. (Refrain)“²²

Bei gegenwärtiger Betrachtung des Ottakringer-Werbespots kann es zwar nicht darum gehen, auf die völlig andersartige Stilform und Dramaturgie eines Werbespots aus der Zeit vor 1938 gegenüber uns heute gewohnten Werbeeinschaltungen im Hörfunk aufmerksam zu machen, doch Langzeitstudien wären für eine neue Rundfunkgeschichte, unter Berücksichtigung unterschiedlicher Produkte der Genussmittelindustrie, unterschiedlicher Formgestaltungen und Inszenierungen von Werbespots im historischen Verlauf, sinnvoll.

Zunächst jedoch müssten Werbeeinschaltungen aus der Zeit vor 1938 nach erst zu definierenden wissenschaftlichen Kriterien analysiert werden. Dazu bedürfte es freilich vorerst einer detektivisch angelegten Suche nach zumindest einigen Werbeeinschaltungen aus der Zeit vor 1938. Schwierigkeiten bei einer derartigen Recherche liegen darin, dass Firmen und Unternehmen noch um vieles sorgloser mit ihren „Archivalien“ umgegangen sind als der Österreichische Rund-

funk vor der Einrichtung des ORF-Archivs. Hilfe bei der Analyse von Werbeeinschaltungen aus der Zeit vor 1938 könnten vielleicht jene Werbespots bilden, die in der Nachkriegszeit produziert und ausgestrahlt worden sind. Die These, dass sich die Werbeeinschaltungen der Nachkriegszeit kaum von jenen der Zeit vor 1938 unterschieden haben, kann aus dem bislang freigelegten, dünnen Fundus an alten Werbespots allerdings nur schwach belegt werden.

Weitere Gelegenheiten, den wissenschaftlichen Appetit auf neue österreichische Rundfunkgeschichtsschreibung zu steigern, könnten selbstverständlich auch in Verbindung mit Alltagsgeschichte gesehen werden, mit Alltagsgeschichte im Sinne der historisch-kritischen Sozialwissenschaft. So wäre es z.B. lohnenswert, der Frage nachzugehen, ob die im September 1934 anlässlich des 10-Jahresjubiläums der RAVAG postulierte Idee realisiert wurde, kollektives Radiohören einzurichten. Gedacht war daran, „Radiohörstuben“ bei den Gendarmeriekommanden, Gemeindevorstellungen und in Schulen einzurichten, um alle Kreise der Bevölkerung insbesondere in den Alpenregionen zu „erfassen“:

„Um die bäuerliche Bevölkerung, auf die es hier in erster Linie ankommt, zu gewinnen, müsste besonderes Gewicht darauf gelegt werden, Nachrichten und Berichte zu Zeiten zu bringen, da die Leute Muße und Aufnahmefähigkeit hierfür besitzen. Besonders geeignet dürften sich da die Sonn- und Feiertage, insbesondere die Zeit nach dem Gottesdienst erweisen. Es könnte dabei eine kurze Übersicht über die wichtigsten Ereignisse der Woche gegeben werden, eine Art politische Wochenschau, knapp, volkstümlich, mit aufklärenden und erläuternden Vergleichsziffern. Nach dem Bericht könnte ein landwirtschaftlicher Vortrag gesendet werden, im Anschluss daran allenfalls Schallplatten mit Bauernmusik.“²³

Mindestens ebenso lohnenswert wäre es, die vielen Radiogedichte, die in Tageszeitungen und in Fachzeitschriften erschienen sind, zu analysieren, nicht aus germanistischer Sicht, sondern aus kommunikationswissenschaftlich, historisch-kritischer Perspektive, zumal sie nicht selten sozialkritisch sind, wie folgende Beispiele belegen:

²² Daniela Lechleitner: *Tonbeispiele zu „Hörfunkwerbung in Österreich 1924-1957“*. Aus: Medienarchiv W.D.

²³ N.N.: *Ein Jahrzehnt österreichischer Rundfunk*. In: *Reichspost*. Nr. 256, 14.9.1934.

Grübelelei

Ganz ohne Murren trägt mein Stuhl die Last,
 Stumm steh die Dinge da vor meinen Blicken,
 Reglos und tot.
 Ich bin allein... Nichts tönt zu mir in diese
 Stille,
 Die mir die Sehnsucht nach dem Draußen weckt.
 Ein Schalterdruck
 Und um mich tost und wellt es von Musik
 Und kost mit weichen Fingern meine Stirne.
 Oh, Wunder Welt!
 Das kleine Kästchen hat mich eingeschlossen
 In einen Strom des Lebens und des Klingens.
 Und wenn's mich lockt, Amerika zu hören –
 Ein leichtes Drehen nur an einer Scheibe:
 Und schon ist's da.
 Und wieder sitz' ich still – nicht einsam mehr –,
 Wie so um mich die lichten Töne fluten.
 So überwand der Mensch den Raum.
 Mit einer Kühnheit ohnegleichen wart
 Er alten Glauben, alte Lehren fort
 Und schuf, was seine Väter nicht zu träumen
 Wagten.
 Und ich gedenk' der Türme und der stolzen
 Bauten,
 Der Bilder und der Bücher mit den schönen
 Worten,
 Die von dem Fühlen größ'rer Menschen zeugen.
 So überwand der Mensch die Zeit –
 Lang nach ihm werden sie on seinem Dasein
 Wissen.
 Seltsame Menschheit!
 So Stolzest kannst du schaffen, Großes denken –
 Und ein's geläng dir nicht?
 Nur Hunger, Not und Elend soll
 Für alle Zeit unüberwindlich sein?...

Der Arbeitslose beim Radio

Mein letzter Freund, der du ins Leihhaus musst,
 Fahr wohl!
 Ich tausch' dich gegen Wärme, Wurst und Kohl.
 Ich bin verlassen, trübe Lampe rußt.
 Du warst mir bess'rer Rausch als Alkohol:
 Ich träumte mich mit dir in fernstes Land
 Weit fort ...
 Südliches Meer und firnenklarer Nord.
 Zu Nieggeschautem warst du Zauberband,
 Und wenn ich auch die Sprache nicht verstand,
 Flog meine Sehnsucht schwingend im Akkord.
 Wie Frauenhand hat mich dein Hauch umkost.
 Aus Äthertiefen Menschenbruderwort

Sprach Trost ...

Vorbei der Schein im kalten Herd verglost.²⁴

Radio-Song

Wer abends mit seinem Rundfunkgerät
 von Sender zu Sender spazieren geht,
 hört die Walzer geigen und Tanzmusik
 und laut das Saxophongequiek
 in kühnem Rhythmus, mit frechem Text,
 als hätte die Tanzwelt uns alle verhext.
 Dann später kommt kühl der Nachrichtenmann
 Und sagt die Kurse der Börsen an,
 das Wetter von morgen wird prophezeit,
 zur Abrüstung ist Europa bereit,
 man redet in Genf, man spricht in Lausanne,
 es wird schon besser, nur weiß man nicht wann.

Mit der Landeshymne wird Schluss gemacht
 Und sanft sagt der Sprecher „Gute Nacht!“,
 das Programm von morgen, vergessen Sie nicht,
 den Gashahn zu schließen und Feuer und Licht –
 Wir drehn die Musikwasserleitung zu
 Und wünschen allen gute Ruh!

Nur manchmal bei atmosphärischem Glück,
 wenn man tastend die Wellen koppelt zurück,
 wird Hilversum oder Moskau gehört
 mit einem Lied, das die Walzer stört:
 „Wacht auf, Verdammte ...“ in jedes Land
 wird das Lied des roten Senders gesandt.²⁵

Stärkere Berücksichtigung als bisher sollte gerade
 in solchen Zusammenhängen dem Rundfunk als
 Zukunftstraum gewidmet sein.

„Nie noch war das Schicksal einer großen Erfindung
 so sehr auf die Mitarbeit aller gestellt, wie
 das des Radios. Ungeheures ist hier nur allein in
 den Jahren nach dem Krieg geschaffen worden.
 Dennoch hat jeder, der mit Radio zu tun hat, das
 bestimmte und beglückende Gefühl, dass wir noch
 an einem Anfang stehen. An dem von Fieber, von
 Leidenschaft, von Poesie umspielten Beginn einer
 unabsehbaren Menschheitsentwicklung. Es ist
 Zukunft im Radio, eine bessere Zukunft; man
 atmet freier in seinem Umkreis. Dieses Gefühl soll
 man haben, wenn man unsere Zeitschrift liest. Sie
 wendet sich an jedermann. Radio ist für alle.“²⁶

Rund zehn Jahre später war der Zukunftstraum
 noch nicht verfliegen, die Euphorie war aber

²⁴ Beide Gedichte: *Arbeiterzeitung*, Nr. 150, 31.5.1932, S. 7.

²⁵ Wenzel Sladek: *Radio-Song*. In: *Rundfunk für alle*.
Illustrierte Wochenschrift für den Rundfunkhörer und
Radiobastler. 1. Jg, Heft 1. Wien, 3.9.1932, S. 1.

²⁶ N.N.: *Was wir bringen*. In: *Radiowelt. Illustrierte*
Wochenschrift für jedermann. Wien, 9. März 1924. Heft 1,
 S.1.

dahin angesichts dessen, was in manchen Ländern aus dem Radio geworden war. Kaum mehr war wie zuvor die Rede von den ungeahnten Möglichkeiten, die das neue Medium zum Zwecke der Annäherung der Menschen brächte:

*„Was das Jahrhundert grenzenlos verehrte, die Masse, – nun geschehe ihr ein Recht; Gemeinschaft, tröstliche, die dies Geschlecht, in großen Städten einsam, heiß begehrte, sei uns fortan in schönem Maße erfüllt. Vom Wunder dieser Welt ein Widerschein ist bis zu fernsten Leben vorge-
drungen, dem Namenlosen reden diese Zungen und das Erlebnis wurde allgemein.“²⁷*

Stärkere oder überhaupt neue Berücksichtigung sollte dem Spannungsfeld von Politik und Rundfunk der 30er Jahre gewidmet werden, nicht minder aber dem Spannungsfeld von Kirche und Rundfunk. Im Folgenden seien die Visionen eines politischen und eines kirchlichen Oberhauptes einander gegenübergestellt:

Der Bundeskommissär für Heimatdienst, Walter Adam, wünschte sich 1934 vom Rundfunk puren Verlautbarungsjournalismus:

„Bei Sendungen politischen Inhalts ist eine Unterscheidung zu machen zwischen solchen, die aus Forderungen des politischen Kampfes hervorgehen und solchen, die der Aufklärung der Bevölkerung dienen sollen. Diese zweite Art sollte meines Erachtens der Staat zu einer dauernden, methodisch organisierten Einrichtung machen. Die Bevölkerung soll durch den Rundfunk von Fall zu Fall über geplante Gesetze oder Verordnungen von allgemeiner Bedeutung unter-

richtet werden, (...) über das Funktionieren des staatlichen Verwaltungsapparates aufgeklärt werden, kurz, es sollen jene auf ihre Rechnung kommen, die sich ein sachlich begründetes Urteil über die Erscheinungen und den Mechanismus des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens bilden wollen. Ich sehe hier eine ganz große, staatspolitische Aufgabe, die der Staat in Zusammenarbeit mit dem Rundfunk zu lösen hat...“²⁸

Kardinal-Erbischof Innitzer dankte der RAVAG 1934 für die Einführung einer „geistlichen Stunde“ ab 2. Juli 1933, die nach dem bis dahin geltenden Prinzip des Neutralismus undenkbar gewesen wäre, mit einer Lobrede auf den Hörfunk:

„Die gewaltigen technischen Neuerungen, wie sie der Rundfunk darstellt, sind ein Geschenk des Himmels, für das wir dankbar sein müssen. Ihr Ätherwellen, lobet den Herrn! Wir dürfen eben nicht das Böse dulden, das daraus in frevelhafter Hand entstehen könnte, sondern müssen das Neue in den Dienst des Guten stellen und uns dabei freuen, dass uns ein neues Mittel und Werkzeug zu segensreicher Arbeit gegeben wurde.“²⁹

Mit diesem Beitrag konnten nur einige Schaubilder entworfen, nur einige Schlaglichter geworfen werden. Die nach dem bis dahin in der RAVAG geltenden Prinzip des Neutralismus undenkbar gewesen wären. Eine andere als bisher betriebene Hörfunkgeschichtsforschung, die nationales und internationales Interesse wecken will, muss vom Esprit einer Fernsehgeschichte à la Dietrich Schwarzkopf³⁰ erfüllt sein.

Wolfgang DUCHKOWITSCH (1942)

Dr.phil., Univ. Prof. am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien; Leiter zahlreicher kommunikationshistorischer Projekte. Hauptarbeitsgebiete: Medien und Kommunikation zwischen Missbrauch und Aufklärung. Zahlreiche kommunikationshistorische Veröffentlichungen.

Verena WAHL (1980)

Mag.phil., Dissertantin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

²⁷ Karl Wenrich: *Die Sender*. In: *Mikrofon. Das Magazin für den Rundfunkhörer*. Hg. von der RAVAG. Heft 3. Jg., 1. April 1934.

²⁸ N.N.: *Die Beziehungen zwischen Staat und Rundfunk*. In: *Reichspost* Nr. 278, 6.10.1934.

²⁹ *Reichspost* Nr. 280, 8.10.1934: ebda. bzw. Kardinal-Erbischof Dr. Innitzer über die Bedeutung des Rundfunkes.

In: *Die Radiopost. Mitteilungen des Österreichischen Radiobundes*. Folge 3/4. Winter 1934/35. 1. Jg.

³⁰ Vgl. Dietrich Schwarzkopf: *Geschichte des Fernsehens*. In: Joachim-Felix Leonhard (Hg.): *Medienwissenschaft. Ein Handbuch zur Entwicklung der Medien und Kommunikationsformen*. Berlin/New York 2001, S. 1539-1551.

„Graue Radiotheorie“

Frühe Beiträge zur Rundfunkforschung am Institut für Zeitungswissenschaft der Universität Wien

Gaby Falböck / Bernd Semrad

Der Rundfunk kann ähnlich wie die Zeitung wirken, nur noch viel aktueller und vielseitiger. Aber beide, Zeitung und Rundfunk, sprechen die Sprache des Volkes und sind damit befähigt, in den Dienst einer wirksamen Propaganda, sei es zur Vorbereitung von Wahlen, aber auch zur Vorbereitung von Kriegen, gestellt zu werden.¹

Vorspann

Die Zeitungswissenschaft war keine Friedenswissenschaft.² Auch nach dem Ende des Nationalsozialismus waren noch in weiten Teilen des Faches normative Zugänge verbreitet, die die Publizistik im Dienst der Propaganda sahen – und auch aus diesem Blickwinkel untersuchten. Dieser Beitrag versteht sich als eine Rückschau auf frühe Beiträge zur Rundfunkforschung, die am Wiener Institut für Zeitungswissenschaft als Dissertationen approbiert wurden. Während etwa in den USA und Großbritannien³ bereits in den 30er Jahren rundfunkwissenschaftliche Institute eröffnet wurden, fällt die akademische Verortung dieses Forschungsfeldes hierzulande schwerer. Abgesehen vom Versuch der Nationalsozialisten, Rundfunkwissenschaft erstmals als eigenständiges Fach zu etablieren,⁴ lag die Zuständigkeit in Österreich nach 1945 in erster Linie bei der Zeitungswissenschaft.

Obwohl seit der Gründung der Radio-Verkehrs AG (RAVAG) 1924 Rundfunk in Österreich etabliert war, blieb die wissenschaftliche Beschäfti-

gung mit diesem Phänomen weitgehend aus. Erst rund 60 Jahre nach dem Eintritt des „neuen Mediums“ in die Öffentlichkeit entstand die erste umfassende Arbeit zu Entwicklung und Geschichte des Rundfunks in Österreich. Theodor Venus leistete in seiner Dissertation von 1982 Pionierarbeit,⁵ konnte er doch bloß auf spärlich vorhandene kommunikationswissenschaftliche Untersuchungen zum Radio in Österreich zurückgreifen – was zu guten Teilen damit zu tun hat, dass sich das Fach bis in die 60er Jahre als Zeitungswissenschaft verstand und somit auch nur wenige „rundfunkwissenschaftliche“ Dissertationen hervorbrachte.⁶

Neben der Zeitungswissenschaft beschäftigten sich an der Universität Wien nur noch DissertantInnen der Theaterwissenschaft mit dem Thema Rundfunk. Im Zentrum dieser Betrachtungen stand jedoch vornehmlich die Analyse spezieller Programmattungen, wie des Hörspiels, der Oper oder der Rundfunkmusik.⁷ Die Auswahl des vorliegenden Beitrags beschränkt sich aus fachhistorischen und wissenschaftstheoretischen Gründen auf Dissertationen am Institut für Zeitungswissenschaft der Universität Wien. Die Wahl des Zeitraums fiel auf die Jahre von 1946 bis 1958, also von der Wiedereröffnung des 1939 gegründeten und 1942 eröffneten Instituts bis zum Abgang des ab 1946 eingesetzten kommissarischen Institutsleiters Eduard Ludwig.⁸

¹ Eleonore Gläser: *Die Propaganda für die österreichischen Wahlen 1949. Parteien, Propaganda*, Verlaufs. Phil. Diss. Univ. Wien 1951, hier S. 199.

² Vgl. Hans Heinz Fabris: *Kriegs- oder Friedenswissenschaft? Zu unterschiedlichen Traditionen der Kommunikationsforschung*, In: *Medien Journal* 1/1991, S. 43–48.

³ Siehe dazu etwa Eduard Ludwig: *Moderne Rundfunkforschung*, In: *Radio-Television. Zeitschrift für Rundfunkforschung*, Jg. 1 (1953), Heft 1, S. 4–6.

⁴ Vgl. Arnulf Kutsch: *Rundfunkwissenschaft im Dritten Reich. Geschichte des Instituts für Rundfunkwissenschaft der Universität Freiburg*, München 1985.

⁵ Theodor Venus: *Die Entstehung des Rundfunks in Österreich. Herkunft und Gründung eines Massenmediums*, 3 Bde. Phil. Diss. Univ. Wien 1982.

⁶ den Versuch der Etablierung einer rundfunkwissenschaftlichen Abteilung am Institut für Zeitungswissenschaft ausgenommen. Siehe dazu II.1.

⁷ Venus, *Die Entstehung des Rundfunks in Österreich*, Teil I: *Voraussetzungen und Entwicklung des Funkwesens in der kuk. Monarchie*, Einleitung, S. 1–3.

⁸ Zur Wiener Institutsgeschichte, insbesondere strukturellen und personellen Entwicklungen, siehe vor allem Wolfgang Duchkowitz: *Zeitungswissenschaft „an der schönen heimatlichen Donau“*, Aufbau, Errichtung und Funktion des Wiener Instituts für Zeitungswissenschaft. In: Gernot Heiss/Siegfried Mattl/Sebastian Meissl/Edith Sauer/Karl Stuhlpfarrer (Hg.): *Willfähige Wissenschaft. Die Universität Wien 1938 bis 1945*. (=Österreichische Texte zur Gesellschaftskritik 43). Wien 1989, S. 155–178 sowie ders.: *Zeitungswissenschaft im kriegsbeschädigten Österreich. Leitbilder für und gegen Hochschulkurse für Pressewesen – 1919*. In: ders./Hannes Haas/Klaus Lojka (Hg.): *Kreativität aus der Krise. Konzepte zur gesellschaftlichen Kommunikation in der Ersten Republik*. (= Festschrift für Marianne Lunzer-Lindhausen.) Wien 1991, S. 7–45.

I Ausgangspunkt

Die Beschäftigung mit frühen Arbeiten zum Thema Rundfunk bzw. Radio und Hörfunk fußt auf der These, dass die in diesen Dissertationen erarbeiteten Ergebnisse und Erkenntnisse nicht bloß deskriptiven⁹ Charakter aufweisen, sondern, indem sie Struktur-, Ideen- und Sozialgestalt¹⁰ des Radiowesens zu analysieren versuchten, bereits sozialwissenschaftlichen Anspruch hatten. Impulsgeber für diese Annahme war nicht zuletzt die Rückschau auf die untrennbar mit dem Namen Paul F. Lazarsfeld verbundene sozialwissenschaftliche Forschungstradition im Wien der 30er Jahre. Venus zufolge bildeten

*einige unter der Ägide Paul Felix Lazarsfelds am Wiener Institut für Psychologie verfaßte Dissertationen und von der „Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle“ durchgeführte empirische Auftragsstudien, darunter die im Herbst 1931 im Auftrag der RAVAG durchgeführte Umfrage über die Programmwünsche der Radiohörer*¹¹

lange Zeit die Ausnahme „aus der sonst vollständigen Ignorierung des Hörfunks durch die akademischen Wissenschaften“¹².

Die Analyse der angesprochenen Dissertationen – von Venus auch als „umfangreiche Monographie“¹³ angekündigt – musste jedoch zwangsläufig ausbleiben, da tatsächlich nur eine (!) derartige Arbeit am Institut für Psychologie approbiert wurde. Den Trugschluss, wonach Lazarsfeld als Doktorvater mehrerer derartiger Arbeiten fungierte, konnte Christian Fleck 1990 aufklären: Demnach sei dieser auf eine Form „autobiographischer Selbstüberhöhung“ zurückzuführen.¹⁴ Diese einzige Dissertation stammt von Herta

Herzog:¹⁵ Die im Mai 1931 im Auftrag der RAVAG angefertigte empirische Untersuchung¹⁶ kann durchaus als Vorbote der – ebenfalls von Venus erwähnten – im darauf folgenden Herbst von der Wirtschaftspsychologischen Forschungsstelle durchgeführten RAVAG-Hörerbefragung gewertet werden. Diese Studie zählt neben den „Arbeitslosen von Marienthal“ zu den Pionierleistungen Lazarsfelds. Die Progressivität dieses Forschungsvorhabens manifestierte sich in dem zu dieser Zeit selbst in den USA erst in Entwicklung begriffenen Charakter einer „Massenbefragung“ und dem methodischen Instrumentarium. Insgesamt wurden die Programmwünsche von rund 110.000 (!) Radio-HörerInnen mittels Fragebogen eruiert und ausgewertet.

Beide Arbeiten werden heute wie selbstverständlich als Vorläufer für die empirische Sozialforschung begriffen, konnten jedoch hierzulande nicht traditionsbildend wirken. Vielmehr fielen sie erst im amerikanischen Exil Lazarsfelds auf fruchtbaren Boden. So stellte die RAVAG-Studie das Vorbild für Arbeiten im Bereich der US-Rezipientenforschung dar, etwa das „Princeton Radio Project“ 1937.¹⁷

Die Zäsur des Austrofaschismus und des Nationalsozialismus mit dem damit verbundenen intellektuellen Aderlass führte dazu, dass diese Forschungstradition in Österreich vorderhand gestorben war und für Jahrzehnte vergessen bleiben sollte. Sozialwissenschaftliche Orientierungen fanden erst im Laufe der 60er Jahre Einzug in die Denkgebäude der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft – wobei es sich zu guten Teilen um einen Re-Import handelte. Und erst Jahrzehnte nach deren Erstellung konnte die „legendäre“ RAVAG-Studie 1990 von Paul Neu-

⁹ Vgl. dazu die weiter unten näher begründete Betonung der „Zeitungskunde“ (nicht nur) in der österreichischen Zeitungswissenschaft.

¹⁰ Diese schlüssige Herangehensweise an Aspekte der Fachgeschichte schlugen Stefanie Averbek und Arnulf Kutsch vor. Vgl. Stefanie Averbek/Arnulf Kutsch: *Thesen zur Geschichte der Publizistikwissenschaft 1900-1960*. In: Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell/Bernd Semrad (Hg.): *Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft*. (=Kommunikation.Zeit.Raum 1). Münster 2004, S. 55-66.

¹¹ Theodor Venus: *Wege zu einer Programmgeschichte des österreichischen Hörfunks*. In: Manfred Bobrowsky/Wolfgang R. Langenbucher (Hg.): *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. (=Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 13). München 1987, S. 483-500, hier S. 484.

¹² Ebd.

¹³ Ebd.

¹⁴ „Auch für diesen Teil von Lazarsfelds autobiographischem Bericht gilt, [...] Allzu wörtlich genommen, gelangt man

zu einem falschen Bild der Dinge.“ Christian Fleck: *Vor dem Urlaub. Zur intellektuellen Biographie der Wiener Jahre Paul F. Lazarsfelds*. In: Wolfgang R. Langenbucher (Hg.): *Paul F. Lazarsfeld. Die Wiener Tradition der empirischen Sozial- und Kommunikationsforschung*. (=Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 16). München 1990, S. 49-74, hier S. 61. Fleck bezieht sich dabei auf die in der Retrospektive verklärten Darstellungen von Lazarsfelds wissenschaftlicher Tätigkeit in seinen Wiener Jahren.

¹⁵ Herta Herzog: *Stimme und Persönlichkeit*. Phil. Diss. Univ. Wien 1932.

¹⁶ Die Autorin setzt sich darin mit dem Zusammenhang von Stimme und Persönlichkeit eines Radio-Sprechers – gleichsam als „akustisches Aushängeschild“ eines Senders – auseinander. In Anlehnung an das englische Pears-Experiment wurden 2700 HörerInnen befragt. Vgl. dazu auch Venus, *Wege zur Programmgeschichte...*, S. 498.

¹⁷ Paul Neurath: *Paul Lazarsfelds Beitrag zu den Anfängen der Massenkommunikationsforschung*. In: Langenbucher, *Paul F. Lazarsfeld*, S. 75-86, hier S. 85.

rath (wieder)entdeckt werden – sie wurde lange nach dem Tod Lazarsfelds in dessen Nachlass gefunden¹⁸ und in weiterer Folge, ergänzt um Einschätzungen und Bewertungen aus heutiger Sicht, publiziert.¹⁹

II Anknüpfungspunkte

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Hörfunk war also schon früh von Diskontinuitäten geprägt. Waren es Lazarsfeld und seine MitarbeiterInnen, die schon vor der NS-Zeit sozialwissenschaftliche (Rezipienten-)Forschung betrieben, verstand sich die (deutsche) Zeitungswissenschaft zu dieser Zeit hauptsächlich als Kaderschmiede für Journalisten – die wenigen Ansätze einer soziologischen Ausrichtung²⁰ und damit einer Verbreiterung des Faches (nicht zuletzt unter Hinzunahme der „neuen Medien“ Film und Rundfunk) waren mit der NS-Wissenschaftspolitik nicht kompatibel. Dies sollte auch in der Nachkriegszeit nicht ohne Folgen bleiben.²¹

Auch das Institut für Zeitungswissenschaft an der Universität Wien stand in dieser Tradition. Die Folge war eine 1945 oktroyierte Fokussierung des Gegenstandes auf Pressegeschichte. Die unsichere Zukunft des Instituts wurzelte überdies in der dünnen Personaldecke: Kommissarische Leiter organisierten nach der Wiedereröffnung 1946 einen „Notbetrieb“, lediglich Marianne Lunzer-Lindhausen als einzige Mitarbeiterin, ab 1954 um Kurt Paupié ergänzt, sowie „die Zeitung“ als Erkenntnisobjekt führten zu einer Reduktion auf die deskriptiv orientierte Zeitungskunde, zur weitgehenden Konzentration auf die Frühgeschichte der Presse.²²

Die Versuche, Aspekte der Rundfunkforschung in wissenschaftliche Orientierungen aufzunehmen, blieben weiterhin spärlich. Genährt von der Erkenntnis der gesellschaftlichen Relevanz des

Rundfunks, dem immer noch nachhallenden Eindruck des „Propagandamediums“ Radio und der in anderen Ländern schon verwirklichten Vision der Tele-Vision, wurde 1952 ein ambitioniertes Projekt aus der Taufe gehoben. Die „Ausblendung“ des Rundfunks aus dem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse war damit – zumindest für kurze Zeit – beendet.

II.1 Rundfunkwissenschaft in der Zeitungswissenschaft

Diese (letztlich) vergebene Chance der Etablierung von Rundfunkforschung und damit der Ausweitung des Faches zu einer *Publizistikwissenschaft* stellt die Institutionalisierung der Rundfunkwissenschaftlichen Abteilung am Institut für Zeitungswissenschaft dar. Maßgeblich verantwortlich dafür waren Eduard Ludwig und der stellvertretende Direktor bei Radio Wien, Karl Rössel-Majdan. Während Ludwig die rundfunkwissenschaftlichen Ambitionen mit dem enormen kulturellen und sozialen Stellenwert des Radios argumentierte²³, stand für Rössel-Majdan die enge Verzahnung zwischen praktischer Ausbildung und wissenschaftlicher Forschung im Vordergrund. Mit dem Blick in die USA wollte der „Pionier der österreichischen Rundfunkforschung“²⁴ neue Wege der Hörerforschung beschreiten und so weniger statistische denn „kritisch-soziologische“ Rundfunkwissenschaft betreiben.²⁵ Rundfunk sollte nach wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gesichtspunkten untersucht werden, ohne jedoch die soziologischen Faktoren allgemein und die Wünsche und Motive der einzelnen RezipientInnen im Besonderen zu vernachlässigen.

Mit dieser Programmatik gelang es, Ende 1952 die „Stiftung für Rundfunkforschung“ ins Leben zu rufen, deren Zweck die Errichtung und Erhaltung des Rundfunkwissenschaftlichen Instituts an der Universität Wien war. Die in weiterer Folge als „Abteilung für Rundfunkkunde des Zeitungswissenschaftlichen Instituts der Universität

¹⁸ Ebd., S. 76.

¹⁹ Mark Desmond (Hg.): *Paul Lazarsfelds Wiener RAVAG-Studie 1932. Der Beginn der modernen Rundfunkforschung.* (Musik und Gesellschaft 24). Wien 1996.

²⁰ Siehe dazu ausführlich Stefanie Averbeck: *Kommunikation als Prozess. Soziologische Perspektiven in der Zeitungswissenschaft 1927-1934.* (Kommunikationsgeschichte 8). Münster 1999. (Zugleich Phil.Diss. Münster 1999).

²¹ Konkret angesprochen ist die Ausrichtung als Führungs- und Propagandawissenschaft (siehe dazu detailliert die folgenden Abschnitte).

²² Vgl. Duchkowitsch, *Zeitungswissenschaft „an der schönen heimatlichen Donau“* sowie ders., *Zeitungswissenschaft*

im kriegsbeschädigten Österreich.

²³ Ludwig, *Moderne Rundfunkforschung*, S. 4.

²⁴ Rössel-Majdan leitete seit 1951 die Abteilung für Rundfunkforschung der Generaldirektion des Österreichischen Rundfunks. 1953 legte er ein lange Zeit als „Handbuch“ zur Einführung in die Rundfunkkunde gehandeltes Werk vor – Karl Rössel-Majdan: *Der Rundfunk. Vorgeschichte und Wesen.* Wien 1953. Vgl. dazu auch Karl Rössel-Majdan: *Rundfunk und Kulturpolitik. Ein Beitrag zur Kulturosoziologie.* Köln 1962.

²⁵ Zur Programmatik siehe Karl Rössel-Majdan: *Neue Wege der Hörerforschung.* In: *Radio-Television.* 1. Jg. (1953), Heft 1, S. 14-22, hier insbesondere S. 17-18.

Wien“ fungierende Einrichtung sah sich vor allem der praxisorientierten Ausbildung verpflichtet: Die „Lehre vom Rundfunk“ sollte im Rahmen eines sechssemestrigen „Lehrganges der Rundfunkkunde“ vor allem jenen offen stehen, die keinen Doktorsabschluss anstreben, sondern vielmehr zum Zweck der Aus- und Weiterbildung in der Rundfunkpraxis ein Diplom erlangen wollen.²⁶

Als „Sprachorgan“ der „Stiftung für Rundfunkforschung“ wurde Anfang 1953 die wissenschaftliche Zeitschrift *Radio-Television* aus der Taufe gehoben. Rössel-Majdan bemühte sich als verantwortlicher Redakteur um internationalen Gedankenaustausch – die zweisprachige (!) Erscheinungsweise sollte den Anschluss an die weltumspannende rundfunkwissenschaftliche *scientific community* unterstreichen. Obwohl dies gelungen scheint – so finden sich Beiträge über den Rundfunk in den USA und England genauso wie in Ägypten und Indien – wird *Radio-Television* nach nur drei Ausgaben eingestellt.

Die Gründe dafür wie auch insgesamt die Gründe für das Versiegen der rundfunkwissenschaftlichen Ambitionen am Institut für Zeitungswissenschaft sind bis heute nicht gänzlich geklärt – so harrt die Frage nach dem Verbleib der Stiftungsgelder nach wie vor der Beantwortung. Evident scheint, dass das Ende des Instituts weitgehend in persönlichen Gründen Rössel-Majdans zu suchen ist. Er konzentrierte sich mit dem nahenden Abzug der Alliierten und damit auch der Übergabe aller Sendergruppen an den Österreichischen Rundfunk wieder auf seine Tätigkeit in dessen Forschungsabteilung.²⁷ Damit war eine vielversprechende Erweiterung des wissenschaftlichen Horizonts der eng dimensionierten Zeitungswissenschaft gescheitert.

Denn die in den programmatischen Ankündigungen des Rundfunkwissenschaftlichen Instituts aufgeworfenen soziologisch orientierten Fragestellungen und sozialwissenschaftlichen theoretisch-methodischen Ansätze finden sich in zeitgenössischen Dissertationen kaum. Während etwa von Rössel-Majdan Ansätze zu einer rezipientenorientierten Forschung forciert wurden, gingen von diesen Perspektiven keine nachhalti-

gen fachlichen Impulse für rundfunkwissenschaftliche Abschlussarbeiten aus.

III Radio-Ideologien: Rundfunkforschung im Schatten der Propaganda

Bis 1958 entstanden am Institut für Zeitungswissenschaft in Summe sechs Dissertationen,²⁸ die das Phänomen Rundfunk thematisierten und in weiterer Folge auf ihren wissenschaftlichen Gehalt untersucht werden sollen.

Radio – *das* Medium der Zukunft? Inwieweit diese Einschätzung auch durch wissenschaftliche Erkenntnisse gestützt ist, soll über folgende zentrale Fragenkomplexe geklärt werden: Welche Ansichten und Einsichten, welche Ergebnisse und Versäumnisse boten diese historischen Studien zum Hörfunk? Von welchen theoretischen Annahmen und Bezugsrahmen gingen die AutorInnen aus, wenn über den Stellenwert, den Charakter und die Funktionen des Radios geschrieben wurde? Wirkte die Instrumentalisierung des Hörfunks für propagandistische Zwecke des NS-Regimes auch in der „Nachkriegszeit“ noch nach, hatte der „Volksempfänger“ gleichsam seine eigene „Entnazifizierung“ überlebt? Wurde „Radio“ als technisches Artefakt angesehen oder unter der Prämisse seines „massenmedialen“ Wirkungspotenzials; als Subsystem der Öffentlichkeit oder als konstituierender Faktor dieser; als Leitmedium oder schon als Begleit- und Unterhaltungsmedium? Welche theoretisch-methodischen Zugänge dominierten: Waren es Derivate der weitgehend deskriptiv-normativen zeitungswissenschaftlichen Herangehensweise oder formten sich bereits „Vorbote“ der Publizistikwissenschaft, einer sozialwissenschaftlich orientierten Forschung? Im Mittelpunkt des analytischen Interesses standen folgende Dissertationen:

– Emil Zálesák: *Propaganda und Wort*. Phil. Diss. Wien 1947.

– Otto Zundritsch: *Probleme des amerikanischen Rundfunks unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses Radio–Presse*. Phil. Diss. Wien 1950.

– Eleonore Gläser: *Die Propaganda für die österreichischen Wahlen 1949. Parteien, Propaganda, Verlauf*. Phil. Diss. Wien 1951.

dazu Wolfgang Monschein/Fritz Randl: *50 Jahre Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien (1942-1992). Eine Analyse des Lehrveranstaltungsangebotes und der Abschlussarbeiten von Sommersemester 1942 bis Wintersemester 1991/92. Ein Beitrag zur Geschichte des Faches in Österreich*. Dipl.Arб. Univ. Wien 1995, S. 223-224, S. 514-526.

²⁶ N.N.: *Die Lehre vom Rundfunk*. In: *Radio-Television*. 1. Jg. (1953), Heft 1, S. 8.

²⁷ Rössel-Majdan, *Rundfunk und Kulturpolitik*, S. 9. Siehe dazu auch Edith Dörfler/Wolfgang Pensold: *Das Rundfunkwissenschaftliche Institut an der Universität Wien*. In: *Medien & Zeit*, Jg. 13 (1998), S. 49-55, hier S. 55.

²⁸ In Relation dazu sind bis zu diesem Zeitraum insgesamt bereits rund 200 Studienabschlüsse zu verzeichnen. Vgl.

- Hans Hornegg: *Probleme und Methoden der Massenbeeinflussung*. Phil. Diss. Wien 1954.
- Emanuel Guber: *Österreichischer Staatsvertrag und Öffentliche Meinung!* Phil. Diss. Wien 1955.
- Manfred Dummer: *Von den Kriterien der technischen Medien in der Publizistik*. Phil. Diss. Wien 1957.

Obgleich diese Arbeiten das Phänomen Radio sehr heterogen thematisierten und kontextualisierten, lassen sich dennoch drei grobe Betrachtungsmuster erkennen, die die im Folgenden vorgenommene Strukturierung erklären. Und obwohl die oft kongruent anzusehenden theoretischen Hinleitungen wie auch die gewonnenen Erkenntnisse nicht trennscharf voneinander abzugrenzen sind, wurde zum Zweck der besseren Lesbarkeit diese Gewichtung vorgenommen: Der wissenschaftliche Kern der Dissertationen wurde dem Verhältnis von „Rundfunk und Propaganda“, von „Rundfunk und Demokratie“ sowie dem Verhältnis „Zeitung, Rundfunk und Television“ zugeordnet.

III.1 Rundfunk und Propaganda

Aufbauend auf einer Huldigung seines „hochverehrten Lehrers“ Eduard Ludwig, versucht *Emil Zálesák* in seiner Dissertation von 1947, „die Substanz der Propaganda und die Motivierung ihrer Aktion und Wirkung zu erfassen“. Zu diesem Zweck trachtet er danach, sich „von der alten Methode der Propagandaforschung zu lösen und einen neuen Weg aus dem Aspekt der Psychoanalyse und der Trieb- und Gefühlspsychologie zu suchen.“²⁹ Gerade der „totale Einsatz der Propaganda“ im Zweiten Weltkrieg und „ihre Gleichstellung mit den Waffen der kämpfenden Front“ habe deutlich gezeigt, „wieweit ihr Aktionsradius reicht und dass sie durch Anwendung von auf die Psyche des Individuums berechneten Mitteln imstande ist, bis in das Unterbewusstsein durchzudringen und somit einen latenten psychologischen Zustand in einer gewünschten Konstellation zu bewirken“.³⁰ Deutlicher jedoch kann die

„alte“ Propagandaforschung nicht hervortreten – wenn von der Allmacht der propagandistischen Mittel die Rede ist. Durch „Triebe und Gefühle“ werde eine „neue psychologische Situation“ geschaffen, „die wir unter dem Begriff der Massenpsychose kennen“.³¹ Man könnte also, so Zálesák, die [zu beeinflussende] psychologische Masse definieren als „eine von Trieben und Gefühlen unter möglichst weitgehender Ausschaltung des Intellekts gebildete Einheit von Individuen“.³² Ein Erklärungsmuster für den massenhaften Tausel des erst kurz zuvor überwundenen Nationalsozialismus, abgeleitet aus „Trieben und Gefühlen“? Zálesák lässt uns zwar darüber im Unklaren, definiert aber – Goebbels nicht unähnlich³³ – „Masse“ von der Kanzel des Gelehrten herab. Vielmehr gelte es

zu überzeugen, das Einzelindividuum und die Masse. Man darf dabei nicht mit einem Intelligenzniveau rechnen. Im Gegenteil: Wie die Masse, so ist auch die grösste Zahl der Individuen, dort wo es um ihr Wohl und Wehe geht, oft von schwerfälliger Aufnahmefähigkeit. Deshalb ergibt sich die Notwendigkeit einer Wiederholung in gewissem Abstand. Dazu aber erweist sich das Schlagwort am geeignetsten.³⁴

Das Wort sei insgesamt der wichtigste psychologische Wirkungsfaktor: „Dieses erweckt Vorstellungen, welche durch ihre Reaktionsmöglichkeit auf Gefühle und Triebe den Willen zur Tat werden lassen.“³⁵ Seinem im Titel manifestierten Kernthema nähert sich der Autor über eine Definition von Propaganda als „eine friedliche Durchdringung der Meinungswelt mit positiven Werbeeinheiten“, die sich auf öffentliche Angelegenheiten beziehen. Ihre Werbeobjekte seien meist die Lauen, Schwankenden und Verständnislosen. Hauptinstrument sei Beharrlichkeit.³⁶ Und wenn die Mittel der Propaganda unzulänglich sind, gehe man zur Agitation über: „kämpferische Werbung“ – Angriffe mit negativen Mitteln.³⁷ Nicht ganz so friedlich wie obige Definition scheint Zálesáks ureigenste Sichtweise von Propaganda zu sein, zähle sie doch „zu den gefährlich-

²⁹ Emil Zálesák: *Propaganda und Wort*. Phil. Diss. Univ. Wien 1947, Vorwort.

³⁰ Ebd.

³¹ Ebd., S. 7.

³² Ebd., S. 25.

³³ „Nach einem Ausspruch Goebbels wäre die Masse eine schwache, faule, feige Mehrheit von Menschen.“ – Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 21ff.

³⁴ Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 95-96.

³⁵ Ebd., S. 29-30. Ob diese „Taten“ auch im Sinne einer „Handlungsbereitschaft zur Durchsetzung gemeinsamer Interessen“ zu verstehen ist, wie es Ronneberger in seiner umstrittenen Definition der Integrationsfunktion der Massenmedien (von 1985) sieht, sei dahingestellt. Vgl. Roland Burkart: *Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder*. 4. Aufl. Wien 2002, S. 388.

³⁶ Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 29-30.

³⁷ Ebd., S. 68f.

sten Waffen des Kampfes um die Vormachtstellung in der sozialen Gemeinschaft.“³⁸ Ihre Wirkung wachse relativ mit ihrer Beharrlichkeit. In Verbindung „vom gesprochenen und gedruckten Worte sind die direkten Mittel der Propaganda: Die Rede, der Rundfunk, die Presse und das Plakat mit dem Flugblatt [...]“:³⁹ Zálesák sieht den großen Vorteil des Rundfunks gegenüber anderen Propagandamitteln in der „Gleichzeitigkeit“, Aktualität werde bei ihm größtmöglich. Das Mikrofon sei „unbestechlich“, der Realismus in der Wiedergabe steigere „das erlebte Empfinden einer Wahrhaftigkeit des Gehörten“.⁴⁰ Dennoch sieht Zálesák in der Individualität des Hörerlebnisses auch Gefahren: „Kann die Zeitung sich auf einen bestimmten Kreis von Lesern stützen, so bildet die Rundfunkhörererschaft ein zusammenhangloses Kollektiv, das von der Sendung einheitlich erfasst werden muss.“ Hier aber entfalle jegliche Kontrollmöglichkeit der Teilnahme am Empfang und somit eines der wichtigsten Momente in der Publizistik. Wo er jedoch die Kontrollmöglichkeit bei Zeitungslesern sucht und findet, unterschlägt der Autor. Hilfreich mag ihm die Lektüre des „wohl besten deutschsprachigen Werkes“ zur Propaganda, „Die Wirkungsgesetze der Presse“ von Karl Kurth und Wolfgang Hollmann, gewesen sein.⁴¹ Aus dieser Arbeit des ersten Institutsvorstandes am Wiener Institut für Zeitungswissenschaft lukriert er auch die Wirkungsabsicht der Propaganda: „Der Zweck jeder Propagandaaktion ist es, beim Individuum eine Handlung zu erregen, die zum erwünschten Ziele führt.“ Der Willensentschluss, der zu dieser Handlung führen soll, sei nach Kurth „eine triebhafte Reaktion auf den Tatbestandsinhalt einer Meldung“.⁴² Um es zu verdeutlichen, untermauert Zálesák die Anlage der Arbeit: „Hier wird Rundfunk nicht als Unterhaltungsmittel, sondern als publizistisches Beeinflussungsmittel behandelt.“ Die Erfassung der Hörerschaft zu einer Einheit erfolge durch die

Objektivität („im Festhalten der allgemeinsten öffentlichen Meinung“) und durch die Aktualität (indem der Rundfunk das „zeitliche Vorrecht“ vor der Presse habe).⁴³ Hier sieht der Autor aber auch Defizite des Rundfunks im Sinne seiner propagandistischen Funktion: Das gesprochene Wort habe gegenüber dem gedruckten „keine Funktionen der Beharrung“. Daher führt er die besonderen Forderungen an die Nachrichtengestaltung im Rundfunk an. Credo: „Das Urteil über die Fassungskraft des Hörers hat sich zu richten nach den naivsten Hörern.“⁴⁴ Unbenommen des offenkundigen Widerspruchs, sieht er an dieser Stelle, weiter umnebelt von der Propagandaliteratur des „Dritten Reichs“, die sich im Rundfunk bietenden Möglichkeiten als „hinsichtlich der Wirkung grossartig“ an,⁴⁵ der Erfolg der Rundfunknachricht könne mit Eckert auf „ihre Aktualität“, ihre Reichweite, ihre Allgemeinverständlichkeit und, nicht zuletzt, ihre „Zuverlässigkeit“ zurückgeführt werden.⁴⁶ Die Propagandafunktion des Rundfunks beschränke sich jedoch nicht auf die Nachricht. Vielmehr übe die reiche Fülle des Programms aus Sprache, Geräuschen und Musik einen „in eine bestimmte Richtung gehenden Einfluss“ aus.⁴⁷

Zehn Jahre später stellt *Manfred Dummer* in seiner Dissertation nicht nur an sich selbst einen hohen Anspruch, sondern weckt auch im Leser die Neugier auf eine 1957 wegweisende Abschlussarbeit:

*Ganz bewusst hat diese Arbeit eine publizistikwissenschaftliche Zielsetzung, um den von Emil Dovifat gezeigten Weg von der Zeitungskunde über die Zeitungswissenschaft zur Publizistikwissenschaft zu verbreitern und die auch dringend notwendige Selbständigkeit dieser Forschungs- und Lehrdisziplin erneut zu bekräftigen.*⁴⁸

Doch bereits wenige Seiten danach zeigt sich die Schwierigkeit dieses Unterfangens angesichts eines

³⁸ Ebd., S. 69.

³⁹ Ebd., S. 70.

⁴⁰ Ebd., S. 115.

⁴¹ Karl Kurth/Wolfgang Hollmann: *Die Wirkungsgesetze der Presse*. Berlin 1941. Zur Biographie Kurths vgl. Arnulf Kutsch (Hg.): *Zeitungswissenschaftler im Dritten Reich. Sieben biographische Studien*. Köln 1984 sowie jüngst fokussiert auf die Tätigkeit Kurths in Wien Wolfgang Duchkowsch: *Von Karl Kurth zu Kurt Paupié. Eine Geschichte ideologischer Konformität?* In: ders./Hausjell/Semrad, *Die Spirale des Schweigens*, S. 235-247. Siehe auch Abschnitt IV.

⁴² Kurth/Hollmann, *Die Wirkungsgesetze der Presse*, S. 26. Vgl. Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 63-64.

⁴³ Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 115-116.

⁴⁴ Gerhard Eckert: *Der Rundfunk als Führungsmittel*. Berlin 1941, S. 62. Vgl. Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 118.

⁴⁵ Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 119.

⁴⁶ Eckert, *Der Rundfunk als Führungsmittel*, S. 76. Vgl. Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 120.

⁴⁷ An dieser Stelle sei erwähnt, dass sich Zálesák schon vor dem Abschluss seines unter Karl Kurth begonnenen Studiums der Propaganda im Rundfunk verpflichtet sah: Er arbeitete 1944 beim Reichssender Berlin. Nach dem Studienabschluss führte ihn seine journalistische Karriere u.a. als Chefredakteur zur Zeitschrift *Der Soldat*. Vgl. Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien (Hg.): *Karrieren. Absolventinnen und Absolventen des Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien 1942-1992*. Band 2. Wien 1995, S. 208.

⁴⁸ Manfred Dummer: *Von den Kriterien der technischen Medien in der Publizistik*. Phil. Diss. Wien 1957, S. 4.

Rückgriffs auf Annahmen, die sich aus dem Stimulus-Response-Theorem ableiten und damit Massenmedien in erster Linie mit „Beeinflussung“ konnotieren. So beginnt der Autor die Zeichnung seiner Matrix zur Positionierung der „neuen Medien“ Fernsehen und Rundfunk innerhalb des erweiterten Feldes Publizistikwissenschaft mit einer Festlegung der vier diesbezüglichen Grundziele nach Hagemann: Damit diene Publizistik zur Unterrichtung, Unterhaltung, Belehrung, Beeinflussung sowie – im Sinne einer konsequenten praktischen Ableitung von Punkt 4 – der Wirtschaftswerbung.⁴⁹ Nach dem Versuch einer terminologischen Differenzierung zwischen Publizistik und Journalistik, findet sich zur Illustration der begrifflichen Größe „publizistische Träger“ folgende Textpassage:

Solche Ursprungspersönlichkeiten publizistischer Bewegungen mit den verschiedenen Zielrichtungen waren beispielsweise Martin Luther, der sogar die Publizistik der technischen Mittel in ihren Methoden und Techniken im Anfangsstadium entscheidend befruchtete und ein Jahrhundert später die Gründung der päpstlichen ‚comissio de propaganda fide‘ verursachte, sowie Karl Marx, Adolf Hitler und Mahatma Gandhi, die ebenfalls – doch publizistisch modern und besser organisierte – Massenbewegungen nach sich zogen, die sogar geschichtsbildende Faktoren wurden und noch heute sind.⁵⁰

Diese Personenauswahl lässt bestenfalls eine als Orientierungslosigkeit zu wertende individuelle Disposition des Verfassers vermuten, jedenfalls darf das geistige Rüstzeug des jungen Wissenschaftlers für ein Projekt zur Neuorientierung des Faches als wenig idealtypisch betrachtet werden. Wie der Autor im Vorwort schreibt, gewann er auf seinen Reisen vielfältige Eindrücke des neuen Mediums Fernsehen. Basierend auf diesem Erfahrungsschatz begreift er – wie sich im Verlauf der Arbeit zeigt – vor allem Fernsehen als neu, revolutionär und mit einigermaßen großem Potenzial zur Vermittlung von Informationen ausgestattet, während das Medium Radio weder als „gehörte Zeitung“ in Konkurrenz zum Vorbild Presse treten, noch als „blinder Rundfunk“⁵¹ dem authentischen Bild der Television Paroli bieten könne. Die Kernaufgaben des Radios ordnet der Autor an der

Regionalberichterstattung bzw. Fokussierung nicht näher definierter Sonderaufgaben.⁵²

Festgemacht wird das Bild der neu zu zeichnenden Publizistikwissenschaft schließlich an drei Dimensionen: Die publizistischen Merkmale der technischen-medialen Aussage, die journalistischen Kennzeichen des Aussagemittels und die wirtschaftlichen Eigenheiten der Aussageweise⁵³. Die näheren Definitionen der zahlreichen Anhaltspunkte auf den drei Orientierungslinien sind durchwegs geprägt von veralteten, dem Verständnis der Propaganda verpflichteten Begrifflichkeiten. Zur Verdeutlichung sei nun die erste Determinante dargestellt: Im ersten Schritt setzt der Verfasser „die Öffentlichkeit“ nach Hagemann mit einem „breiten Daseinsstrom“ unausgeprägter geistiger Inhalte⁵⁴, durch den der publizistische Prozess durchläuft, gleich.⁵⁵ Im Messwert „öffentliches Interesse“ erkennt er schließlich einen Zusammenhang mit der Verfassung des Staates – changierend zwischen der seitens der Informationsproduzenten unternommenen Suche nach den individuellen Interessen des Publikums und den staatlichen festgelegten allgemeingültigen Richtlinien. Wohl nicht zufällig bewertet Dummer den Rundfunk – zehn Jahre nach Zálésak – als ideales politisches Führungsmittel, das es Diktatoren ermögliche, ein Einheitsprogramm zu betreiben und unerwünschte ausländische Sender zu stören. Geradezu programmatisch greift der Autor – ungeachtet der individuellen Erfahrungen aus der Vergangenheit – auf den 1917 von den russischen Revolutionären „An Alle“ gerichteten Rundspruch zurück.⁵⁶ Als Alternativen werden – wenn auch nur kurz – die Rundfunksysteme der USA sowie Deutschlands und Englands vorgestellt.⁵⁷ Der nächste Terminus „Sinnggebung“ wird mit einer Einwirkungsabsicht durch redaktionelle Gestaltung definiert. Im hier vorliegenden Verständnis von Nachricht als „Danach-richten“⁵⁸ bieten die „neuen Medien des 20. Jahrhunderts“ neuartigere und schnellere Eindringungs- und Verbreitungsmöglichkeiten.⁵⁹ Wie bereits erwähnt, wird das Radio hinsichtlich seines Informationspotenzials unterhalb der Presse und des Fernsehens eingestuft. Hohen Unterhaltungscharakter attestiert der Verfasser sowohl Film als auch Seh- und Hörfunk. Die nun folgende Abhandlung über Unterhaltung und Kultur spiegelt ein

⁴⁹ Vgl. ebd., S. 11.

⁵⁰ Vgl. ebd., S. 13.

⁵¹ Ebd., S. 5.

⁵² Ebd., S. 44 ff.

⁵³ Ebd., S. 19f.

⁵⁴ Ebd., S. 21.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ebd., S. 30.

⁵⁷ Ebd., S. 32.

⁵⁸ Ebd., S. 39.

⁵⁹ Ebd., S. 42.

deutlich reaktionäres Weltbild wider: Ausgehend von einer Unterscheidung zwischen hoher, erbauender und niederer, zerstreuer Kunstleistung⁶⁰, gilt der Rundfunk, dessen Programm weitgehend durch musikalische Darbietungen bestritten wird, nicht nur als Medium der „niederen Kunst“, vielmehr führe es in eine „irreale Welt“. Dieser Kulturpessimismus wird anhand des Beispiels der amerikanischen Radioindustrie und deren Angebot an billiger, banaler Ablenkung für die breite Masse vertieft.⁶¹ Argumentativ untermauert wird diese Haltung durch die wissenschaftlichen Aussagen Hagemanns über den massiven Hörschwund im Falle „belehrender Sendungen“ im Radio. Eine betrübliche Tatsache, biete doch der Schulfunk – nicht nur in dünn besiedelten Gebieten der USA, sondern auch in krisengeschüttelten Regionen des Nachkriegsösterreich – einigermaßen großes Potenzial zur Verbreitung von Wissen.⁶² Wenig überraschend kreist das Vokabular zur Beschreibung der Kategorie „Eindringlichkeit“ um Worte wie Eindringen und Einwirken, womit wohl neuerlich die Beeinflussung des menschlichen Bewusstseins als leitender Gedanke zu betrachten ist.⁶³ Im Falle der Größe „Wirksamkeit“ überrascht der Autor durch Zugeständnisse an den Wert eines Nachrichteninhalts, der unabhängig von der Darstellung des Mediums maßgeblich ist, sowie an die individuell unterschiedliche Wahrnehmung der Inhalte durch den Empfängerkreis. Es folgt nicht nur die Klage über fehlende Ergebnisse der Wirkungsforschung, sondern auch der Verweis auf diesbezügliche Forschungsstätigkeit in den USA.⁶⁴ Eine spezifische Form der Wirkungsabsicht ortet Dummer in den Bereichen Agitation und Propaganda, deren Inhalte allerdings nicht nur von politischen Parteien, sondern auch von privatwirtschaftlichen Unternehmen im Sinne der Wirkungsabsicht gestaltet werden.⁶⁵

III.2 Rundfunk und Demokratie

Eleonore Gläser versucht in ihrer Arbeit,⁶⁶ den Zusammenhang zwischen Demokratie und Propaganda herzustellen. Konkret untersuchte sie die österreichischen Wahlen zum Parlament 1949. Im Wesentlichen deskriptiv gehalten, leiten eine Begriffsbestimmung von Demokratie, Propagan-

da und öffentlicher Meinung, die Beschreibung der wahlwerbenden Parteien Österreichs und deren Wahlkampfstrategien zu den zentralen Inhalten der Arbeit hin: Diese sind letztlich die Mittel der Wahlpropaganda – das politische Plakat und die Parteienpresse als „weiterhin wirkungsvolle Instrumente des politischen Wahlkampfes“ sowie „Rede und Rundfunk“. Gläser versuchte (unter Berücksichtigung der tatsächlichen Wahlergebnisse) anhand dieser Instrumente „Wirkung und Erfolg der Wahlpropaganda“ festzuschreiben. Auffällig ist, dass noch 1949 die Trennung zwischen (positiv konnotierter) Propaganda und (negativ behafteter) Agitation *common sense* scheint, unter Rückgriff auf die aus 1923 stammende Definition von Schulze-Pfäelzer.⁶⁷

Einmal mehr wird anhand dieser Dissertation deutlich, dass Rezipienten in ihrer passiven – und weitgehend manipulierbaren – Rolle begriffen werden und demokratiepolitisch anzustrebende Ziele weitgehend ausgeblendet werden. Da die nachfolgenden „Gesetze der politischen Propaganda“⁶⁸ meist ohne Quellenbeleg auskommen, kann nur spekuliert werden, woraus Gläser ihre Erkenntnisse bezieht. Ebenfalls nicht geklärt werden kann, ob der Eindruck einer übermächtigen „Propaganda“ in der Zeit des Nationalsozialismus in diesem wissenschaftlichen Zugang noch nachwirkt. So kommt es auch, dass Gläser feststellt: „Eine Idee kann die Masse wie eine Flamme erfassen. So kommt es, daß der Einzelne oft gänzlich gegen seinen Charakter, seine Interessen und Ideenwelt handelt. Eine erfolgreiche Propaganda muß vor allem die Gefühle der Masse ansprechen, nicht den Verstand.“⁶⁹ Die Gesetze der Propaganda seien demnach auch „Einfachheit“ und „Zündung“ („Propaganda muß eindrucksvoll und bildlich sein, sie muß die Sinne entzünden“, „Aktualität“, „Überraschung“, „Wiederholung“ und eine „Einheit der angewandten Mittel“ aufweisen).⁷⁰ Wenig überraschend geht sie in der Beschreibung der Merkmale von wirkungsvoller Propaganda konform mit Zálésak.

Unstimmig ist hingegen die Darstellung der „Wechselbeziehung zwischen öffentlicher Meinung und Propaganda“. Diese sei schwer zu bestimmen, da die „Masse eher den Weg ihrer

⁶⁰ Ebd., S. 46.

⁶¹ Ebd., S. 48f.

⁶² Ebd., S. 53ff.

⁶³ Ebd., S. 60ff.

⁶⁴ Ebd., S. 77ff.

⁶⁵ Ebd., S. 82.

⁶⁶ Eleonore Gläser: *Die Propaganda für die österreichischen Wahlen 1949. Parteien, Propaganda*, Verlauf. Phil. Diss.

Wien 1951.

⁶⁷ Gerhard Schulze-Pfäelzer: *Propaganda, Agitation, Reklame*. Berlin 1932. Vgl. Gläser, *Die Propaganda für die österreichischen Wahlen 1949*, S. 9.

⁶⁸ Gläser, *Die Propaganda für die österreichischen Wahlen 1949*, S. 12ff.

⁶⁹ Ebd., S. 12.

⁷⁰ Ebd., S. 12-14.

Gefühle und Leidenschaften [gehe], als den der Gedanken“.⁷¹ „Vielleicht“ könne jene Definition gelten: „Die öffentliche Meinung ist im Wesen die Reaktion des gesunden, natürlichen und naiven Volksempfindens auf das, was von allen jenen Seiten, die meinungsbildend sein wollen, auf das Volk einwirkt.“⁷² Von wem diese Definition „vielleicht“ stammt, enthält uns Gläser vor. Dennoch kann auch hier eine weitgehende Kongruenz mit Zálesak attestiert werden.

Entgegen der Diktatur, die sich die öffentliche Meinung „selbst zu schaffen“ sucht bzw. „anordnet“⁷³, könne diese in einer Demokratie als „Quintessenz aus dem Glauben der Bevölkerung an die Aufrichtigkeit all dieser Kundgebungen in ihrer Gesamtheit“ betrachtet werden. Diese Kundgebungen fänden je nach „Propagandamittel“ in der Presse, im Radio oder in der Rede des Politikers statt. Publizistik sei „das Produkt tonangebender Geister und zustimmender Massen“ – als Quelle für diese Einschätzung gibt Gläser eine Vorlesung bei Marianne Lunzer im Wintersemester 1950/51 an.⁷⁴ Dies ist insofern bemerkenswert, als dieses Zitat ursprünglich aus der Feder von Albert Schäffle⁷⁵ stammt, verdeutlicht aber den aus heutiger Sicht äußerst leger wirkenden Umgang mit Quellentransparenz, mithin Wissenschaftlichkeit.

Gläser scheint auf weiten Strecken von der „virtuosen Lenkung des Massenwillens durch die totalitären Regime“⁷⁶ beeindruckt zu sein, zumindest jedoch beeinflusst. Nicht anders ist zu erklären, dass sie einem „zentral aufgezogenen Propagandaapparat“ als politische „Hauptwaffe“ das Wort redet.⁷⁷ Denn die „Kritiker der Demokratie haben hier mit Recht ein nicht zuwiderlegendes (sic!) Argument gegen die Schwächen der Demokratie erhalten.“⁷⁸ Der eben erst wieder erlangten Demokratie sind die darauf folgenden Abschwächungen geschuldet: Die Demokratie dürfe dem „totalitären Ansturm“ nicht erlauben, diese Schwächen auszunützen.⁷⁹

Auch in der zentralen Bewertung und Analyse der „Propagandamittel“ unterscheidet Gläser punkto Plakat zwischen propagandistischen und agitatori-

schen – letzteres sei etwa mit der „Roten Katze“ der Fall, die von der ÖVP affiziert wurde und die Sozialisten mit der sprichwörtlichen „Katze im Sack“ und damit „volksdemokratischem Unwesen“ verglichen.⁸⁰ Der Parteienpresse widmet Gläser ebensolchen Raum, wenngleich die Erkenntnis selbsterfüllend scheint, wonach Parteienpresse „ihren“ Parteiorganisationen als propagandistische Plattform dienen.⁸¹

Im Kapitel „Rede und Rundfunk“ findet sich eingangs wiedergegebenes Zitat. In nahezu lyrischer Sprache attestiert Gläser dem Rundfunk beinahe unerschöpfliches Potenzial, zumindest jedoch ortet sie mannigfaltige propagandistische Möglichkeiten der „Massenlenkung“⁸².

Im Gegensatz zum Schrifttum ist das Wort das mehr naturhafte und elementare Mittel, um auf die Massen einzuwirken. Das Wesentliche des Unterschiedes liegt eben darin, daß die Rede gesprochen und an lebendige Menschen gerichtet wird, während der Artikel und der Aufsatz eine ins rein Sachliche gezogene Darstellung ist, bestenfalls eine geschriebene Rede, keine gesprochene, deshalb erstarrt und damit weniger fähig, Leben zu wecken und Feuer zu entzünden. Erst das aus der Seele strömende Wort weckt das Leben in den Zuhörern und die Seele durch den Klang der menschlichen Stimme.⁸³

Gläser lieferte letztlich eine verbal ausgefeilte Brandschreibe auf die Propaganda – die „virtuosen“ Auftritte im Nationalsozialismus im Hinterkopf, beschreibt sie den Wahlkampf 1949 so: „Massenpsychose – passé“.⁸⁴ Die Wähler wären mit marktschreierischen Argumenten nicht mehr abzuspeisen gewesen. Gerade bei den Kundgebungen der VdU (Anm.: gilt als Sammelbecken der „Ehemaligen“ [Nationalsozialisten] und als Vorläufer der heutigen FPÖ), „dessen Redner mit gehässigen Ausfällen und Phrasologien [sic!] die aufmerksamen Zuhörer eher abschreckten als befriedigten“, zeigte sich, „daß die dialektische Massensuggestion à la Dr. Goebbels ihre Wirkung in diesem Wahlkampf längst eingebüßt hatte“.⁸⁵ Der Rundfunk habe im Gegensatz zu einem Zei-

⁷¹ Ebd., S. 17.

⁷² Ebd., S. 18.

⁷³ Ebd., S. 19.

⁷⁴ Ebd.

⁷⁵ Albert Schäffle: *Bau und Leben des sozialen Körpers*. 4 Bde. 1875-1878. Vgl. Georg Rohrecker: *Der Einfluss der (politischen und ökonomischen) Entwicklung der Gesellschaft auf die Wissenschaft – am Beispiel Deutsche Zeitungswissenschaft vor 1933/34*. Phil. Diss. Salzburg 1979, S. 300.

⁷⁶ Gläser, *Die Propaganda für die österreichischen Wahlen*

1949, S. 24.

⁷⁷ Ebd.

⁷⁸ Ebd., S. 24-25.

⁷⁹ Ebd., S. 25.

⁸⁰ Ebd., S. 149.

⁸¹ Ebd., S. 186ff.

⁸² Ebd., S. 195.

⁸³ Ebd., S. 194.

⁸⁴ Ebd., S. 196.

⁸⁵ Ebd., S. 196-197.

tungsartikel bzw. einer sonstigen Schrift den Vorteil, dass der „reale Eindruck eines durch den Rundfunk oder durch die Rede übermittelten Wortes viel tiefer“ sei. Der entscheidende Unterschied zu einer Rede sei, dass dem Rundfunk „eine zwingende Individualwirkung“ zugeschrieben werden müsse – entgegen dem „Gemeinsamkeitserlebnis“ in einer Versammlung.⁸⁶ Der Rundfunk gehe „in die Breite, er befriedigt ein Massenbedürfnis“ – aber „das österreichische Rundfunkwesen [stand] noch immer unter fremdem Gebot“, daher seien bloß kurze Wahlpropagandasendungen in der Wiener RAVAG („in der das russische Besatzungselement die Zensur ausübt“) bzw. im Sender Rot-Weiß-Rot möglich gewesen, wobei die KPÖ in letzterem ausgeschlossen war.⁸⁷ – Der Kalte Krieg im Äther war auch im Österreich des Jahres 1949 schon entbrannt.

Auf 1955, das Jahr des Staatsvertrags, datiert die Dissertation von *Emanuel Guber* – aus gegebenem Anlass untersucht er den Zusammenhang zwischen „Staatsvertrag und öffentlicher Meinung“. Vor allem um sich gegen den Vorwurf der Unvollständigkeit zu wappnen, bezieht er in seiner Arbeit das Medium „Rundfunk“ ebenso wie jenes des „Filmwesens“ in seine Untersuchung mit ein. „Rundfunk und Presse haben viel gemeinsam, sie sind jene zwei Faktoren, die auf die Öffentliche Meinung neben dem Film- und Plakatwesen den größten Einfluss ausüben.“⁸⁸ Obschon diese Aussage nicht unbedingt von analytischer Tiefe und vom Bemühen um wissenschaftliche Fundierung der Annahmen zur Wirkung der verschiedenen Medien zeugt, lässt sie dennoch Rückschlüsse auf einen Begriff von Massenmedien als ein Mittel zur unbedingten Gewinnung von Loyalitäten zu. Dieses Verständnis von der Omnipotenz der Medien manifestiert sich fünf Seiten später in weitaus deutlicheren Worten:

Betrachtet man den Rundfunk als eine Einrichtung die breiteste Bevölkerungskreise durch ihre Produktion beeinflusst, so muss stets die Tatsache beachtet werden, dass zu jener Zeit da der Rundfunk wirklich österreichisch wurde die Öffentliche Meinung zum Staatsvertrag durch die Presse längst gefestigt war.⁸⁹

Vor dem Hintergrund der Kontrolle der österreichischen Radiosender nach 1945 durch die Alliierten schiene die Abhandlung der Thematisierung des Staatsvertrags via Rundfunk auf knappen zehn Seiten einigermaßen begründbar, würden an den Angaben zu den historischen Tatsachen nicht berechtigte Zweifel bestehen: So unterschlägt der Autor nicht nur das Datum der Übergabe der zuvor von der französischen Besatzungsmacht geleiteten Sendergruppe West, Tirol und Vorarlberg, am 1. August 1952⁹⁰ und lässt damit die Frage nach entsprechenden Sendeformaten auf dieser Wellenlänge offen. Auch verweist Guber im Zusammenhang der Verwendung der Radiosender als politisches Werkzeug im Kalten Krieg allein auf die russische Besatzungsmacht⁹¹, während die Instrumentalisierung durch die amerikanische Sendergruppe Rot-Weiß-Rot völlig außer Acht gelassen wird.⁹² Generell darf dem Verfasser dieser Abschlussarbeit fehlende wissenschaftliche Distanz attestiert werden: Seine persönliche Abneigung gegen die russischen Besatzer spiegelt sich in dieser Arbeit häufig wider⁹³, das von Österreich gezeichnete Bild ist geprägt von fälschlicher Darstellung der wirtschaftlichen Situation in der Ersten Republik⁹⁴, von naiver Beschönigung der Ereignisse des 13. März 1938⁹⁵ sowie der konsequent perpetuierten Beschreibung eines Österreich als erstem Opfer der aggressiven Politik des nationalsozialistischen Deutschlands⁹⁶. Ausgehend von diesen Prämissen fußt die Arbeit schließlich auf drei nicht unproblematischen

⁸⁶ Ebd., S. 198.

⁸⁷ Ebd.

⁸⁸ Emanuel Guber: *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*/ Phil. Diss. Wien 1955, S. 148.

⁸⁹ Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 153.

⁹⁰ Vgl. *Salzburger Nachrichten*, Jg. 8, Nr. 117, 31. 7. 1952, S. 2, zit.n. Norbert P. Feldinger: *Halbe Lösungen, vertane Chancen. Vom Besatzungsrundfunk zum ORF (1952 – 1957)*. In: *Medien & Zeit*, 2/1989, S. 19.

⁹¹ Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 152.

⁹² Vgl. ebd.; Feldinger, *Halbe Lösungen*, S. 19.

⁹³ Vgl. Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 9, S. 10, S. 51, S. 55, S. 111ff.

⁹⁴ So findet sich im Kapitel „Der Anschluss – eine Okkupation“ folgende Textstelle: „Trotz der enormen Schwierigkeiten die durch die Rivalität der beiden grossen politischen Gruppen – Christlichsoziale und Sozialisten –

vergrößert wurden, erholte sich Österreich wieder, die Arbeitslosenziffern sanken und ein gesicherter, wenn auch bescheidener Lebensstandard begann sich zu entwickeln.“ Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 52.

⁹⁵ „Der deutsche Einzug wurde teilweise von der Bevölkerung scheinbar begrüßt. Es wäre Unsinn zu bestreiten, dass eine grosse Menschenmenge dem Einmarsch zusah, das sind Tatsachen aber es ist auch notwendig die näheren Umstände die dazu führten zu untersuchen. Man kann den Österreichern im allgemeinen und den Wienern im besonderen einen Vorwurf nicht ersparen, sie sind unglaublich neugierig. Um einen Verkehrsunfall kümmert sich in anderen Ländern die Bevölkerung kaum, aber in Österreich muss die Polizei einschreiten um die Leute zurückzuhalten, wer das bestreitet war nie in Wien.(...)“ Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 59 sowie „Der Einzug Hitlers und seiner Truppen wurde genau so

Definitionen von „Öffentlicher Meinung“: So geht der Autor bei diesem zentralen Begriff seiner Untersuchung von der auf massen- und instinktpsychologischen Erkenntnissen der 20er Jahre basierenden Definition Karl Büchers aus und schenkt der Tatsache, dass dieses Fundament Mitte der 50er Jahre dank wissenschaftstheoretischer Erkenntnisse aus den USA weithin bereits als revidiert galt, keine Beachtung. Ungeachtet des historischen Entstehungskontextes und ohne weiteren Kommentar führt er sodann die dem völkischen Gedankengut verpflichtete Exemplifizierung Walter Hagemanns an. Zuletzt zitiert er die in der Denktradition von Beeinflussung und Konformitätsdruck stehende Begriffsbestimmung von „Öffentlicher Meinung“ durch Kurt Paupié.⁹⁷

Angesichts einer weitgehenden Fokussierung auf die Berichterstattung der Parteipresse zu den Verhandlungen um den Staatsvertrag steht diese Arbeit, obwohl vom damaligen Leiter und Mitbegründer des rundfunkwissenschaftlichen Instituts Eduard Ludwig betreut, klar in der Tradition der zeitungswissenschaftlichen Forschung. Ebenso traditionell, spricht: deskriptiv, von der Entwicklung eines Analyseinstrumentariums absehend, zeichnet der Verfasser schließlich die Argumentationslinien der einzelnen Blätter nach.

III.3 Zeitung, Rundfunk und Television

Den Mittelpunkt der Dissertation von *Hans Hornegg* bildet „die Untersuchung der Zeitung in ihren verschiedenen Formen und historischen Entwicklungsstadien“. Ausgehend von der Zeitung als wichtigstem Bindeglied zwischen Lesern und öffentlicher Meinung stellt Hornegg die Betrachtung der verschiedenen Mitteilungsmethoden, deren Grundelemente und Unterschiede in das Zentrum seines Erkenntnisinteresses – so auch den Rundfunk als „gehörte Zeitung“, als „Zeitung“ auf einem neuen technisch-wirtschaftlichen Entwicklungsniveau.⁹⁸ Hornegg wählt einen

genuin zeitungswissenschaftlichen Zugang, um „Methoden zur Ueberbrückung der Lücke zwischen der gesellschaftlichen Spitze und der Masse“ zu finden und legt seine Arbeit so als „Handreichung für den Propagandisten“ an.⁹⁹ Seine Absicht ist, Massenbeeinflussung nicht nur zu erklären, sondern Handlungsanleitungen für dieses mit Kurth „mächtig und wirksam“ einzuschätzende Instrument zu geben. Die Entwicklung der Zeitung habe eine neue Stufe erreicht – jene in der Kombination von Film und Rundfunk, die „endlich Auge und Ohr [beschäftigt], ohne an bestimmte Vorführungsräume gebunden zu sein.“¹⁰⁰

Was Hornegg von „Massen“ hält, deckt sich auf weiten Strecken mit Zálesak und Gläser: Die Eigenschaften der Masse entsprächen einem „primitiven Individuum, dessen Entwicklung verzögert wurde“.¹⁰¹ Mit der Betrachtung von Zensur als Mittel der Pressepolitik steuert Hornegg sein Schiff zwar in seichte Gewässer,¹⁰² doch scheint das Kapitel „Die gehörte Zeitung“ wichtiger für den vorliegenden Analysezusammenhang: Auch über das Ohr versuche „die Führung“ die Masse zu erreichen. Die acht Merkmale, die Groth als charakteristisch für die Zeitung bezeichnet, sieht Hornegg auch für den Rundfunk geltend. Die Aktualität sei überdies noch größer. Publizität, Periodizität und Popularität „sind vorhanden; er ist öffentlich zugänglich [...] und darüber hinaus ist er auch beliebt.“¹⁰³ Trotz dieser Parallelen sei der Zeitungscharakter des Rundfunks „noch nicht bewiesen“ – der Rundfunk gehe „zwar auch von dem Nachrichtenträger Sprache aus, versuch[t] diese aber nicht intellektuell weiter zu entwickeln [wie in der Zeitung; Anm.], im Gegenteil, [er begnügt] sich mit der nahezu naturgetreuen Wiedergabe.“ Der Zeitungsleser müsse diese „lückenhafte Erinnerungsspur“ durch seine intellektuellen Fähigkeiten erst aneinander reihen.¹⁰⁴

Dem Charakter als Begleitmedium spürt Hornegg schon früh nach: „Auch neigen viele Menschen dazu, Radiohören mit einer Nebenbeschäftigung zu verbinden, die sehr rasch den wehrlosen Laut-

bestaunt wie der Einzug eines bekannten Trachtenvereines oder Grosszirkus mit besonderen Attraktionen. Man hatte von Hitler sehr viel gehört und deshalb wollte man ihn sich anschau'n (...).“ Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 60.

⁹⁶ „Jeder der sich mit der Eingliederung der ‚Ostmark‘ in das ‚Grossdeutsche Reich‘ beschäftigte und mit offenen Augen die verschiedenen Publikationen und Verordnungen die damals veröffentlicht und erlassen wurden studierte, muss zugeben, dass sich immer wieder unüberbrückbare Unterschiede in der Auffassung zwischen Süden und Norden bemerkbar machten. Österreich war ein von der deutschen Wehrmacht überrannter Staat und leistete während der gesamten Dauer seiner erzwungenen

Zugehörigkeit an Deutschland allen Anordnungen aktiv und passiv Widerstand.“ Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, S. 5.

⁹⁷ Vgl. Guber, *Österreichischer Staatsvertrag und öffentliche Meinung*, Anhang II. Auch hier entfällt eine genaue Quellenangabe.

⁹⁸ Hans Hornegg: *Probleme und Methoden der Massenbeeinflussung*, Phil. Diss. Wien 1954. S. 4-5.

⁹⁹ Ebd., S. 11 und 129.

¹⁰⁰ Ebd., S. 11-12.

¹⁰¹ Ebd.

¹⁰² Ebd., S. 100.

¹⁰³ Ebd., S. 116.

¹⁰⁴ Ebd., S. 117.

sprecher immer mehr in die Rolle einer häuslichen Geräuschkulisse drängt.“ Die gehörte Zeitung sei also der Presse unterlegen. Ihre größere Aktualität und Wirklichkeitsnähe würden durch geringere Konzentration des Publikums und die Nachteile des sprachlichen Vortrages weit aufgewogen.¹⁰⁵

Obwohl vier Jahre früher vorgelegt, weist die Arbeit von Otto Zundritsch im Gegensatz zu Hornegg ein durchweg moderneres Wissenschaftsverständnis auf. So blickt der Autor, die Erfahrungen der Vergangenheit und damit das propagandistische Potenzial des Mediums Radio mit einbeziehend, dennoch vorausschauend in die Zukunft und stellt Fragen nach den Chancen und Verwendungsmöglichkeiten, die dieses neue Medium der Hörerschaft bringen mag:

Das Radio selbst ist neutral, es ist nur ein Mittel, das dazu dient, ein Geräusch von einem Ort zum anderen zu befördern. Aber seine Macht liegt darin, dass eben dieses Geräusch von so vielen Leuten gehört werden kann, als es zu hören wünschen. Wie stark diese Macht ist, haben die Rundfunkpropagandisten in den letzten zwei Jahrzehnten bewiesen. In guten Händen kann sie dazu verwendet werden, um den Menschen geistige Hilfsmittel zu geben, sie aufzuklären und so zu ihrer Erziehung beizutragen. (...) ¹⁰⁶

Kennzeichnend für diese Arbeit ist die Disposition des Verfassers, die trotz einer gewissen Begeisterung für die neue Technik, gepaart mit einer Überzeugung der hehren Absichten der amerikanischen Besatzungsmacht, dennoch die Grenzen des Mediums erkennt und festlegt. So ortet Zundritsch nicht nur ein Problem in der auditiven Vermittlung von primär auf visuellen Eindrücken basierenden Ereignissen sowie in der linearen Darstellung komplizierter, vielschichtiger Handlungszusammenhänge, sondern erkennt auch im Publikum eine selbstbestimmte und mit der Freiheit zur Wahl der Informationsanbieter ausgestattete disperse Zahl an Individuen.

Die unberechenbare Masse ist beweglich, leicht gelangweilt, oft abgelenkt und in keiner Weise verpflichtet, ein Programm anzuhören. Es gibt keinen gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Druck, um den Hörer am Apparat zu halten. (...) ¹⁰⁷

¹⁰⁵ Ebd., S. 118.

¹⁰⁶ Otto Zundritsch: *Probleme des amerikanischen Rundfunks unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses Radio – Presse*. Phil. Diss. Wien 1950, S. 3f.

¹⁰⁷ Vgl. ebd., S. 5.

¹⁰⁸ Vgl. ebd., S. 7ff.

¹⁰⁹ Zur Illustration sei eine Textstelle aus dem bereits im Titel richtungsweisenden Kapitel „Reklame im öffentlichen

Mit diesem geistigen Rüstzeug ausgestattet, startet der Verfasser schließlich seine Beschäftigung mit den Ergebnissen der amerikanischen Hörer- und Leserforschung. Dass es sich hier vor allem um kommerziell orientierte Untersuchungen handelt, die allein aufgrund des Ringens um Werbeeinnahmen und Marktdominanz zwischen Presse und dem neuem Medium Hörfunk durchgeführt wurden, bezieht der Autor schon in der Einleitung nur am Rande in seine Ausführungen ein¹⁰⁸ und verliert selbst diese geringe Distanz zum im Wesentlichen auf Gewinnorientierung ausgerichteten Wirtschaftssektor US-Medien im weiteren Verlauf der Auseinandersetzung völlig¹⁰⁹. So gerät die eingangs als Suche nach organisatorischen, praktischen und auch medienpädagogischen Anleitungen für die Neuorganisation der österreichischen Radiolandschaft präsentierte virtuelle Reise in die USA mehr und mehr zu einem Plädoyer für den privatwirtschaftlich organisierten Hörfunk. Nach der historischen Rückschau auf die Entstehungsgeschichte folgt eine Beschreibung der gesetzlich festgeschriebenen Rahmenbedingungen des US-Rundfunksystems, die schließlich im Kapitel „Reklame im öffentlichen Interesse“ mehrfach zu einer höchst empathischen Darstellung des „Reklamefunks“ kulminiert. Wie sehr die Lektüre amerikanischer Studien sowie Gespräche mit amerikanischen Rundfunkbetreibern den jungen Wissenschaftler von ihrer Weltanschauung und damit ihrem Verständnis vom Betreiben eines Mediums überzeugen konnten, verdeutlicht folgendes Statement:

Sowohl auf sportlichem als auch auf kaufmännischem Gebiet bestimmt der Wettkampfgeist die Eigenart dieser Nation. Wir können diesen Geist heute noch nicht ganz verstehen. Mit fortschreitender Entwicklung werden wir uns aber damit auseinandersetzen müssen. Dann wird er auch eine wesentliche Rolle in unserem Rundfunk spielen, wo er schon heute seine ersten Anfänge zeigt.¹¹⁰

Im dritten und letzten Abschnitt folgt ein Referat der Untersuchungen und Ergebnisse teilweise nicht näher definierter amerikanischer Forschungseinrichtungen. Nicht zuletzt beschäftigten sich die „Research Departments“ der Rundfunkstationen in den ausgehenden 40er Jahren auch

Interesse“ zitiert: „Vergleichen wir [...] etwa die Einführung des modernen Radios, der Kühlschränke, des Frostobstes oder der Nylonprodukte? Warum konnten sich diese Erzeugnisse in den Staaten so durchsetzen? Einzig und allein der bestfunktionierenden Werbung sind diese Erfolge zuzuschreiben. (...)“; Zundritsch, *Probleme des amerikanischen Rundfunks*, S. 38.

¹¹⁰ Ebd., S. 42.

mit der Konkurrenz durch das neue Medium Fernsehen.¹¹¹ Trotz eines vorwiegend referierenden Stils und einer unkommentierten Übertragung der Forschungsergebnisse aus dem Englischen ins Deutsche unter lediglich rudimentärer Darstellung der Methode greift diese Dissertation doch auf Arbeiten von aus Österreich emigrierten Wissenschaftlern wie Paul F. Lazarsfeld und Leo Katz zurück. Damit kann zumindest eine impulsgebende Funktion, ein Anstoß zum (Re-)Import sozialwissenschaftlicher Methoden der Befragung und des Interviews attestiert werden.

IV Retroflexion¹¹²

Eine eigenständige Rundfunkwissenschaft konnte in Österreich nie nachhaltig institutionalisiert werden. Die akademische Zuständigkeit lag daher über lange Jahrzehnte bei der Zeitungswissenschaft. In diesem Beitrag konnte anhand der Beschäftigung mit dem Phänomen „Rundfunk“ in Dissertationen gezeigt werden, dass auch nach 1945 sozialwissenschaftliche Denkmuster und Werkzeuge kaum in das Fach Eingang fanden. Dies bedeutete jedoch nicht nur einerseits eine Hinwendung, ja Besinnung, auf „die Zeitung“ als zentralen Gegenstand der Forschung, sondern andererseits auch einen durchweg vorwissenschaftlichen Umgang mit „neuen Medien“. So scheint sich etwa der lange Schatten des nationalsozialistischen Verständnisses als Propagandainstrument über die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Rundfunk gelegt zu haben. Obwohl angeleitet von Eduard Ludwig, spiegeln diese Arbeiten den von ihm in der Zeitschrift *Radio-Television* formulierten Anspruch an ein Verständnis von Radio als „unerkannte Kulturmacht“ nicht wider. Vielmehr werden dem Rundfunk lediglich auf der persuasiven Ebene große Wirkungspotenziale attestiert. Schon eine nominale Betrachtung der Arbeiten zeigt deutlich diesen theoretischen Ausgangspunkt: Der Rundfunk könne in seiner Eigenschaft als „grenzenloses“ Medium dazu genutzt werden, „die Masse“ zu beeinflussen und zu lenken.

Das wesentliche Charakteristikum des Rundfunks sei etwa nach Zálesák „die Unsichtbarkeit“ und die „Grenzenlosigkeit“ – „ein Umstand, der ihn zum ersten Propagandamittel des modernen Krieges macht.“¹¹³ Nach Horneegg seien die Wünsche nach einem „Führer“ nur allzu verständlich, gleichsam naturgegeben – noch deutlicher unter Berufung auf Kurth: „Nein, der Wille des Menschen soll gelenkt werden.“¹¹⁴ Konsequenterweise dominieren Stimulus-Response-Annahmen das theoretische Fundament der Dissertationen, keineswegs wird Kommunikation als Prozess, sondern der Rezipient bloß als „funktionales Element“ zur Zielerreichung von Propaganda gesehen.

Oder dominierten die an „Propagandaforschung“ gemahnende Zugänge gerade, weil sie von Eduard Ludwig angeleitet wurden? Weil er, wie Zálesák es formuliert, zu den wenigen Wissenschaftlern gehöre, „die den richtigen Weg eingeschlagen haben“ und Propaganda als „psychologisch-soziologische Tatsache“ sehe – mit dem „natürlichen Mensch“ als deren Ausgangspunkt.¹¹⁵ Die Tatsache, dass Ludwig in allen Fällen als Erstbegutachter fungierte, überrascht nicht, da er als einziger Institutsangehöriger die Berechtigung hatte. Ob der enge Fokus der vorliegenden Arbeiten auch in anderen zeitgenössischen Dissertationen im Vordergrund stand, harrt der detaillierten Erforschung; ebenso wie Werk und Wirken Ludwigs, der schon zur Zeit des „Ständestaats“ gewichtige Funktionen in Politik, Pressekammer und in der österreichischen Gesellschaft für Zeitungskunde inne hatte.¹¹⁶

Die insgesamt formal problematisch anzusehenden Arbeiten sind von heutigem Wissenschaftsverständnis weit entfernt, die Methode erschöpft sich in Deskription. Jedoch soll der vorwissenschaftliche Charakter hier nicht weiter thematisiert werden. Die mangelnde Quellentransparenz jedoch kann nicht darüber hinweg täuschen, dass der Start der Zeitungswissenschaft nach 1945 – auch – ein „Neuanfang mit brauner Lektüre“¹¹⁷ war. Zu guten Teilen ist dies – vor allem aufgrund der noch jungen Geschichte des Faches – aus dem mageren Korpus der genuin zeitungswissenschaftlichen Literatur zu erklären. Dieser setzt sich etwa

¹¹¹ Ebd., S. 74ff.

¹¹² Dieser Begriff geht zurück auf Wolfgang Duchkowitsch (*Notizen zum Umgang mit Methoden*. In: Bobrowsky/Langenbacher, *Wege zur Kommunikationsgeschichte*, S. 39-43, hier S. 40 und 43) und meint das Verständnis von Medien- und Kommunikationsgeschichte als kritisch-historische Reflexion der „angewandten“ Kommunikationswissenschaft.

¹¹³ Zálesák, *Propaganda und Wort*, S. 114.

¹¹⁴ Horneegg, *Probleme und Methoden der Massenbeeinflussung*, S. 18. Unter Rückgriff auf Karl Kurth: *Vom Wesen und*

Wirken der Nachricht. (=Wiener wissenschaftliche Vorträge und Reden, Heft 3). Wien/Leipzig 1942, S. 8.

¹¹⁵ Emil Zálesák, *Propaganda und Wort*, Vorwort.

¹¹⁶ Vgl. Michael Schmolke (Hg.): *Wegbereiter der Publizistik in Österreich. Autoren und ihre Arbeiten von Joseph Alexander von Helfert bis Wilhelm Bauer. 1848-1938*. Wien, St. Johann/Pongau 1992, S. 189-195.

¹¹⁷ Vgl. den gleichlautenden Beitrag von Walter J. Schütz: *Neuanfang mit brauner Lektüre. Studienbedingungen nach 1945 – ein Erfahrungsbericht*. In: Duchkowitsch/Hausjell/Semrad, *Die Spirale des Schweigens*, S. 145-152.

aus Werken von Emil Dovifat („Zeitungswissenschaft“, 2. Aufl. Berlin 1944), Walther Heide („Handbuch der Zeitungswissenschaft“, Leipzig 1940) und Otto Groth („Die Zeitung“, Leipzig 1928) zusammen. Es findet sich aber auch Wilmont Haackes „Feuilletonkunde“ (Leipzig 1944), dessen deutlicher „braune Schimmer“ zuletzt von Verena Blaum eingehend beleuchtet wurde.¹¹⁸

Die Lektüre der Dissertationen hinterlässt ob der Paarung von vorwissenschaftlichen Hinleitungen und mangelnder Quellentransparenz oft einen fahlen Nachgeschmack. Schwerer wiegt aber noch die theoretische Bezugnahme auf Karl Kurth – vor allem in den Arbeiten von Zálesak, Gläser und Hornegg. Kurths Ansichten von Verfasstheit, Ziel und Funktion einer Zeitung sowie des zentralen Gegenstandes der Zeitungswissenschaft sind spätestens vor dem Hintergrund seiner Biographie als „Theorie der Propaganda“ anzusehen.¹¹⁹

Die wie selbstverständlich wirkende Bezugnahme auf die „Propagandaküche“ des „Dritten Reiches“ und sich auch durch die unkritische Wiedergabe auszeichnende Verwendung der Werke Goebbels', Hitlers und Heides sei hier nur am Rande erwähnt. Wenn etwa Zálesak Hitlers Definition von „Masse“ – freilich unkommentiert – wiedergibt, wonach diese letzten Endes doch nur den „Sieg des Stärkeren und die Vernichtung des Schwachen“ wünsche.¹²⁰

Rückgriffe auf die Zeit vor Austrofaschismus bzw. Nationalsozialismus und die theoretische Bezug-

nahme auf „verwandte“ Disziplinen wie etwa an den Beispielen Wilhelm Bauers¹²¹ und Kurt Baschwitz¹²² ersichtlich, lassen zwar die Transdisziplinarität der späteren Publizistikwissenschaft bereits erahnen. Doch werden diese Werke ausnahmslos im Sinne der Gewinnung der „öffentlichen Meinung“ bzw. der „Massen“ verwendet.

Die spärlichen Ansätze einer Vorform der Komplementaritätsforschung erschöpfen sich am Beispiel Horneggs etwa in der Beschreibung des Rundfunks als „gehörte Zeitung“ unter Rückgriff auf Groths Merkmale einer Zeitung. Und obwohl Fernsehen spätestens 1955 auch in Österreich wissenschaftliches Interesse wecken sollte, wurde es in der Zeitungswissenschaft kaum thematisiert. Lediglich Zundritsch, dessen Arbeit sich an Hörer- und Seherforschungen in Amerika orientiert, lässt Vermutungen zu, welche Wege der Rundfunkforschung auch in Wien hätten beschritten werden können.

So bewirkte die Rückwendung zur „klassischen“ Zeitungswissenschaft letztendlich, dass das Lehrangebot zu „elektronischen Medien“, Rundfunkgeschichte und -organisation nach Ende des Untersuchungszeitraums wieder auf ein Mindestmaß zurückging und das Forschungsinteresse am Thema Rundfunk gänzlich zum Erliegen kam. Die nächsten einschlägigen Dissertationen datieren bereits auf die 70er Jahre, bildeten aber weiterhin die seltene Ausnahme.¹²³

¹¹⁸ Verena Blaum: *Schmarotzende Misteln. Wilmont Haacke und die sogenannte Verjudung des deutschen Feuilletons*. In: Duchkowitsch/Hausjell/Semrad, *Die Spirale des Schweigens*, S. 181-192.

¹¹⁹ Vgl. dazu Duchkowitsch, *Von Karl Kurth zu Kurt Paupié*.

¹²⁰ Adolf Hitler: *Mein Kampf*. München 1938, S. 371. Zit.n. Zálesak, *Propaganda und Wort*, S. 26.

¹²¹ Wilhelm Bauer: *Die öffentliche Meinung in der*

Weltgeschichte. Potsdam 1930.

¹²² Kurt Baschwitz: *Der Massenwahn*. München 1932.

¹²³ Vgl. dazu Monschein/Randl, *50 Jahre Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien (1942-1992)*, S. 176-178 (Entwicklung der Lehrveranstaltungsinhalte) sowie S. 514ff. (Verzeichnis der Abschlussarbeiten).

Gaby FALBÖCK (1974)

Mag.phil., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft sowie der Politikwissenschaft an der Universität Wien, derzeit Doktoratsstudentin und Forschungsstipendiatin der Universität Wien. Dezember 2001 – April 2003 Projektkoordinatorin bei der wissenschaftlichen Begleitstudie zum „Integrativen Journalismus Lehrgang (I:JL)“ unter der Leitung von Fritz Hausjell, Studienassistentin und Lehrbeauftragte am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien.

Bernd SEMRAD (1976)

Mag.phil., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft an der Universität Wien. Derzeit Studienassistent, Projektmitarbeiter und Dissertant am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Publikationen u.a.: *Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft*. Münster 2004 (hg. gem. m. Wolfgang Duchkowitsch und Fritz Hausjell) sowie mehrere Beiträge und Buchbesprechungen.

Rundfunkgeschichte als interdisziplinäres Anliegen

Bericht von der Jahrestagung der DGPUK-Fachgruppe Kommunikationsgeschichte (München, 15. bis 17. Januar 2004)

Markus Behmer

Nicht die Öffentlichkeit hatte auf den Rundfunk gewartet, sondern der Rundfunk wartete auf die Öffentlichkeit.“ So hatte Bertolt Brecht Ende der zwanziger Jahre in einem seiner ex post zur „Radiotheorie“ zusammengefassten Texte konstatiert. Eineinhalb Jahrzehnte und zwei Systemwechsel später war die Situation anders: Nach dem Ende der NS-Herrschaft wartete die deutsche Öffentlichkeit auf einen neuen Rundfunk – und es wurde Einiges von ihm erwartet: Kanal der aktuellen Information sollte er sein, Werkzeug der (Um-)Erziehung, Unterhaltungsmittel, Kulturfaktor ...

Was darunter jeweils zu verstehen ist, welche gesellschaftlichen Funktionen dieses „Multiinstrument“ Rundfunk erfüllen sollte, wie es konkret auszugestalten sei, darüber gingen aber die Vorstellungen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts auseinander. Entwickelt hat sich eine vielfältige Hörfunk- und Fernsehlandschaft mit unterschiedlichen Organisationsformen, Anbietern, Programmangeboten und Nutzungsmustern. Vielfältig wie die Erscheinungsformen des Rundfunks sind auch die Ansätze und Zugänge der rundfunkhistorischen Forschung. Die Münchner Tagung brachte unter dem Titel „Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945. Interdisziplinäre Ansätze und Forschungsperspektiven“ Forscherinnen und Forscher unterschiedlicher Fächer – Kulturwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler, Historikerinnen, Kommunikationswissenschaftler und Medienwissenschaftlerinnen, Germanisten, Volkskundlerinnen und Theaterwissenschaftlerinnen – zusammen, um einen Austausch über den gegenwärtigen Forschungsstand wie auch über Forschungsperspektiven aus der Sicht der verschiedenen Disziplinen anzuregen. Welche speziellen Erkenntnisinteressen stehen jeweils im Fokus der Forschung, welche theoretischen Ansätze werden vertreten, welche Quellen werden wie genutzt, welche Probleme harren einer Lösung? Fragen dieser Art standen im Mittelpunkt der Diskussionen. Impulse dazu gaben 15 Spezialvorträge, wobei der inhaltliche Schwerpunkt auf Studien zur bayerischen Rundfunkentwicklung lag. Am Beginn der gut zweitägigen Veranstaltung mit

mehr als 70 Teilnehmern stand eine öffentliche Podiumsdiskussion über die rundfunkpolitischen Debatten in Bayern zu Anfang der siebziger Jahre, die zur Einführung eines neuen Paragraphen in der Landesverfassung (Art. 111a) führten, wonach Rundfunk nur in öffentlich-rechtlicher Verantwortung veranstaltet werden darf – und über die Folgen dieses „bayerischen Sonderwegs“. Münchens Oberbürgermeister Christian Ude und Hildegard Hamm-Brücher, damals Mitinitiatoren des wegweisenden Volksbegehrens zur „Rundfunkfreiheit“ beleuchteten die Zeitumstände, Wolfgang Langenbacher, Dietrich Schwarzkopf, Wolf-Dieter Ring (heute Präsident der Bayerischen Landeszentrale für Neue Medien) und andere zeichneten den Weg nach, wie es dennoch auch in Bayern zum dualen Rundfunksystem kam. Ein wohl zwangsläufiger Prozess, so bestand Einigkeit, wobei aber bayerische Spezifika wie eine stärkere regionale Vielfalt der Sendeangebote weiterhin zum tragen kommen müssen.

Nach zwei Einführungen über den Stand der Rundfunkgeschichtsforschung aus kommunikationswissenschaftlicher (durch Ansgar Diller, Deutsches Rundfunkarchiv Wiesbaden) und medienwissenschaftlicher (durch Reinhold Viehoff, Halle) Sicht, standen zunächst programmgeschichtliche Aspekte im Blickpunkt. Einen ersten Schwerpunkt bildete die Entwicklung der TV-Wahlkampfberichterstattung: Jürgen Wilke (Mainz) beleuchtete auf Grundlage einer Analyse der Programmpresse die Herausbildung von spezifischen Sendeformaten von den 50er bis in die 80er Jahre, Kristina Wied (Münster) untersuchte Veränderungen der Präsentationsformen von Wahlsondersendungen seit der Entstehung des dualen Systems, zeigte dabei insbesondere, wie stark etwa Studioarchitektur und Grafikgestaltung von technischen Möglichkeiten, aber auch von Modetrends abhängig sind. Dem Hörfunk – und insbesondere dem Bayerischen Rundfunk – als Kulturträger waren drei Vorträge gewidmet: Monika Boll (Bochum) zeichnete die Bedeutung von politischen und philosophischen Debatten im Nachtprogramm während der „Gründerjahre“ der Bundesrepublik nach, Annegret Braun (Mün-

chen) untersuchte als Ethnologin die Bedeutung des bayerischen Frauenfunks für den Alltag der Hörerinnen in den 40er bis 60er Jahren, Susanne Weichselbaumer (München) breitete ein ambitioniertes Projekt aus, in dem auch bislang weniger bekannte Hörspielproduktionen der 50er Jahre der germanistischen Forschung erschlossen werden sollen.

Abgeschlossen wurde der Reigen programmgeschichtlicher Studien durch ein von Barbara Schmied (München) erarbeitetes Porträt der ältesten deutschen Fernseh-Regionalsendung, nämlich der „Abendschau“ des BR, die 1954 erstmals auf Sendung ging, und durch von Antje Eichler (München) vorgestellte Inhaltsanalyse-Ergebnisse zur BR-Hörfunkberichterstattung über die Studentenproteste der späten 60er Jahre. Wer hier eine sehr einseitige, überskeptische Begleitung der Studentenbewegung vermutete, konnte sich getäuscht sehen. Bei Unterschieden in Details – je nach Sendeplatz und Sendungsformat – ist, so ein Ergebnis der Studie, das Bemühen um Ausgewogenheit erkennbar.

Wie wurde in der Nachkriegszeit eigentlich Radio gehört? Welchen Platz nahm das Radiogerät im häuslichen Umfeld ein? Wer bestimmte die Senderwahl? Fragen wie diesen ging Karin Falkenberg (München) wiederum in einer ethnologischen Studie nach. Und Michaela Meier (Landau) wertete amerikanische Befragungsergebnisse zur Radionutzung im ersten Jahrzehnt der DDR aus – freilich problematische Quellen, die aber zumindest interessante Hypothesenbildungen für weitere Detailforschungen ermöglichen.

Abgerundet wurde die Tagung einerseits durch Vorträge zu transkulturellen Aspekten des Rundfunks: Ellen Latzin (München) erinnerte an ein amerikanisches Kulturaustauschprojekt, über das

zwischen 1948 und 1956 auch deutschen Journalisten Besuchsreisen bei US-Medien ermöglicht wurden – und Ursula E. Koch (München/Paris) zeichnete die lange Kooperationstradition des französischen mit dem Bayerischen Rundfunk nach.

Auf einen ganz anderen Aspekt der Rundfunkgeschichtsforschung verwies andererseits Birgit Bernard (Köln). Sie zog Rückschlüsse auf das Öffentlichkeitsverständnis des Westdeutschen Rundfunks anhand der Architektur des Funkhauses und bot damit auch kunstgeschichtliche Anknüpfungspunkte.

War die Tagung mit ihrer umfangreichen Agenda damit (auf gut bayerisch) „a runde Sach“? Als kleines Tagungsfazit bleibt zumindest festzuhalten: Wenn man Vertreter unterschiedlicher Disziplinen zusammenführt und ein recht weites Thema vorgibt, wird das Programm zwangsläufig heterogen. Gerade in der Begegnung vielfältiger Ansätze, Erkenntnisinteressen und Methoden lag aber ein Gewinn. Es entstand Raum für angeregte Diskussionen – die zu intensiveren Forschungskontakten führen können. Der Weg zu einer „Histoire générale“ des Rundfunks, so wurde deutlich, ist noch weit – sehr unterschiedliche Aspekte müssen in sie einfließen, auch regionale Besonderheiten weiterhin stark berücksichtigt werden. Ein inspirierender Eindruck von der Buntheit der Forschung wurde aber in München vermittelt.

Nachzulesen werden die Ergebnisse demnächst in einem Tagungsreader sein, der gegen Jahresende im Lit-Verlag erscheinen wird (Markus Behmer / Bettina Hasselbring (Hg.): *Radiozeiten, Fernsehjahre. Interdisziplinäre Studien zur Rundfunkgeschichte nach 1945*).

Markus BEHMER (1961)

Dr.phil., Studium der Kommunikationswissenschaft, Politologie, Psychologie und Germanistik in München. Akad. Rat am Institut für Kommunikationswissenschaft und Medienforschung der Universität München. Sprecher der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK). Hauptarbeitsgebiete: Medien- und Kommunikationsgeschichte, Kulturkommunikation, Journalismusforschung und internationale Kommunikationspolitik. Publikationen u.a.: *Von der Schwierigkeit, gegen Illusionen zu kämpfen. Der Publizist Leopold Schwarzschild*. Münster 1997; *Deutsche Publizistik im Exil 1933 bis 1945. Personen – Positionen – Perspektiven*. Münster 2000 (Hg.); *Medienentwicklung und gesellschaftlicher Wandel. Beiträge zu einer theoretischen und empirischen Herausforderung*. Wiesbaden 2003 (Hg. mit Friedrich Krotz u.a.).

Rezensionen

WERNER FRÜH / HANS-JÖRG STIEHLER (HG.): *Theorie der Unterhaltung. Ein interdisziplinärer Diskurs*. Köln: Herbert von Halem Verlag 2003.

Der Band geht auf eine Fachtagung im Institut für Kommunikations- und Medienwissenschaft der Universität Leipzig im Jahre 2002 zurück und diese wiederum bezieht sich auf eine Publikation von Werner Früh aus dem gleichen Jahr, in dem dieser eine Rahmentheorie zur Unterhaltung durch audio-visuelle Medien vorlegte. Beides zusammen dokumentiert eine Kontinuität der Forschung und einen theoretischen Anspruch, die bezüglich des Themas Unterhaltung in der Kommunikationswissenschaft trotz des Umfangs dieses Gegenstandes noch immer nicht selbstverständlich sind. Dabei hätten wir einen Leitgedanken, den auch Werner Früh in seinem einleitenden Text in den Vordergrund stellt – wichtige politische oder sonstige Informationen können mittels Unterhaltung besser an den Mann und die Frau gebracht werden – schon in Schillers „Vorrede“ aus dem Jahre 1792 (!) zu dem Buch „Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit“ nachlesen können. Allerdings – in den Beiträgen dieses Bandes geht es ja auch nicht um unterhaltende Prosa, sondern dominant um unterhaltendes Fernsehen. Darauf bezogen definiert Früh seine Fragestellung und die der mit ihm einen lebhaften und substantiellen Diskurs führenden Kolleginnen und Kollegen so: „Ziel ist es, aus kommunikationswissenschaftlicher Sicht Unterhaltung als Kommunikationsphänomen zu bestimmen. Eine solche Theorie hat deshalb nicht nur zu erklären warum sich Menschen unterhalten wollen und für welche subjektiven Ziele dies funktional erscheint, sondern vor allem auch wie das Publikum dieses komplexe Bedingungsgeflecht im Rahmen eines Kommunikationsprozesses so handhabt, dass Unterhaltung entstehen kann.“ (S. 12)

Von allen Einzelheiten der oft intensiven kritischen Diskussion mit seinem theoretischen Versuch vermittelt dieser übrigens auch äußerlich schöne Band sozusagen auf der Beziehungsebene eine Profilierung von Werner Früh, die deutlich macht, dass er einer der interessantesten und originellsten Kollegen der Generation der heute 50- bis 60-jährigen Kommunikationswissenschaftler ist. Geht man seinen theoretischen Weg konsequent mit, so führt dies vor allem zu einer Überwindung aller kulturkritischen Oberflächlichkeit

ten, die auch viele wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit dem Phänomen Unterhaltung prägen. Dahinter lauert freilich gleich wieder eine andere Gefahr, auf die in mehreren der Beiträge zum Beispiel von Lothar Mikos oder Frédérique Lambert und Luis Bosshart aufmerksam gemacht wird. Die Analyse wird zur bloßen Apologie und Legitimation jeglicher Unterhaltungserscheinungen und bleibt unsensibel gegenüber ihren sehr heterogenen Qualitäten und ihren gesellschaftlichen Wirkungen. Es bleibt fast unbemerkt solange man sich auf dem theoretischen Niveau befindet, das von Werner Früh vorgegeben und von vielen seiner Mitautoren ebenso eingehalten wird, abstrakt und esoterisch und auf eine manchmal geradezu faszinierend innerwissenschaftliche Weise selbstbezüglich, aber eben auch jenseits aller praktischen Bezüge und Spuren einer angewandten Forschung, die man hier doch wohl auch erwarten darf. So bleibt irritierend, dass man nur an wenigen Stellen einmal einen Bezug auf die Tatsache findet, die wir seit den Allensbacher Untersuchungen schon aus den Anfangszeiten des Fernsehens kennen, dass viele Leute gerade nach stundenlanger Zuwendung zu diesem Medium frustriert und mit schlechtem Gewissen auf ihr Verhalten reagieren.

Aus dieser theoretischen Selbstverliebtheit, die aus vielen der hier versammelten Beiträge spricht, resultiert auch ein unpolitischer Zugang zur Thematik, der nur von dem französischen Semiologen Frédérique Lambert mit klaren Gegenpositionen in Frage gestellt wird. Sein Beitrag erinnert auch daran, dass es vor der imperialen Ausbreitung des Fernsehens auch noch andere Formen der Unterhaltung gab, die durch Lesen vermittelt werden. Aus dem Kontrast dazu bestimmt er auf originelle Weise die Verfassung des Fernsehzuschauers und gelangt so zu einer kritischen Sicht, die die wissenschaftliche Theorie und die anspruchsvolle Kulturkritik miteinander verbindet. Gerne hätte man die Gesichter der Zuhörer gesehen, als der französische Gast zum Beispiel folgende Sätze formulierte: „Er analysiert einige Bilder von Karikaturisten die Fernsehzuschauer beschreiben. Die Thematik Halluzination, Verdummung, Hypnose kehrt regelmäßig wieder. Die „Absorbierung“ des Fernsehzuschauers entspricht somit offenkundig einem Delikt: Das Bild, die Medieninstitution, die das Bild versendet und die politische Macht, die diesen Medien ihre Regeln vorgibt, manipulieren und – siehe da, der Fernsehzuschauer ist abgelenkt von seinem Sinn für

Kritik und von seiner Aktivität.“ (S. 190) Solche Formulierungen und Gedanken werden gewiss nicht den komplexen theoretischen Begrifflichkeiten gerecht, die von Werner Früh entworfen und vielen seiner Mitstreiter übernommen werden, aber sie verweisen doch auf die Gefahr eines politischen und intellektuellen Defizits. Auch ein hoher wissenschaftlicher Anspruch kann offensichtlich ohne problematisierende Tiefe bleiben, wenn zum Beispiel konsequent „diese soziale Verfasstheit der Medientexte“ unbeachtet bleibt (Helmut Giegler / Christian Wenger, S. 119). Das ist folgenreich, weil die Reaktion auf die Codes des Dargestellten und der Darstellungsweise konsequent ausblendet, was man ideologische Codes nennt und eben den gesellschaftlichen und kulturellen Kontext des Umgangs mit Medien bestimmt. Giegler und Wenger, die sich am kritischsten damit auseinandersetzen, formulieren zu Recht: „Wie so häufig in den Sozialwissenschaften, begegnen wir hier dem sattem bekannten Problem zwischen ‚unterkomplexen‘ empirischen und ‚überkomplexen‘ theoretischen Erklärungsansätzen.“ Bei allem Respekt vor der Höhe und Notwendigkeit wissenschaftlicher Reflexionen monieren sie die Gefahr – und ich teile diese Einschätzung – dass theoretisch allzu weit abgehoben wird und so die empirische Bodenhaftung – und wie ich hinzusetzen möchte: die politische, die praxisorientierte – gänzlich verloren zu gehen droht. Polemischer gesagt: Manche Passagen – gerade von Werner Früh – klingen wie Texte aus einem Gutachten für RTL, wenn dieser Sender wieder einmal für eines seiner unsäglichen Produkte vor einer Landesmedienanstalt oder einem anderen Kontrollgremium wissenschaftlichen Beistand braucht. Diese vielleicht etwas boshafte Anmerkung sei gleich ergänzt mit dem bewundernden Hinweis, dass sich dieser Autor mit seinen Kritikern im abschließenden Diskurs auf höchst scharfsinnige Weise auseinanderzusetzen versteht. Das Niveau der Auseinandersetzung, das hier erreicht wird, garantiert jedenfalls, dass bei Fortsetzung dieser Forschungsansätze viele der jetzt noch vorhandenen Lücken dieser Theorie ausgefüllt werden und ihre Mängel behoben. Werner Früh selbst geht einen entschiedenen Schritt in diese Richtung mit einem der umfangreichsten Beiträge in diesem Band über „Unterhaltungswert und Wert der Unterhaltung – eine dynamisch-pluralistische Ethik“. Hier taucht zum Beispiel auch die sonst so geschmähte Kulturkritik auf und eine interessante Auseinandersetzung mit Günther Anders und dessen frühem Werk zu einer Theorie des

Fernsehens. Aber noch ist seine Abwehrhaltung gegen solche, die Argumentation intellektuell tieferlegenden Gedanken eher ablehnend, wenn er zum Beispiel am Ende dieses Beitrages meint, dass häufig nicht die Medien (also das vorhin erwähnte RTL) für ethische Defizite verantwortlich seien, nur weil sie die audiovisuelle Unterhaltung publizieren, sondern eben das arme oder böse Publikum weil es in ethisch unverantwortlicher Weise damit umgeht!

Den Kern der Tagung und des diese dokumentierenden Buches macht die Tatsache aus, dass von Werner Früh ein wissenschaftlicher Impuls ausgegangen ist, der für viele andere KommunikationswissenschaftlerInnen aber auch KollegInnen anderer Disziplinen anschlussfähig ist. So finden sich vor allem evolutionspsychologische, anthropologische, philosophische und die schon zitierten semiologischen Perspektiven. Wie Lothar Mikos zeigt, wäre insbesondere die stärkere Integration von Ergebnissen der Cultural Studies für die hier im Vordergrund stehende Unterhaltungstheorie ergiebig. Zusammengenommen markiert dieser Band also eine Chance künftigen wissenschaftlichen Fortschreitens auf der Basis einer anspruchsvollen Theorie von beeindruckender Breite dessen, was mit ihr bearbeitet werden kann. Trotzdem muss es in einer der Kommunikationsgeschichte verpflichteten Zeitschrift erlaubt sein, Einwände vorzutragen, die mir gewichtig erscheinen. Die meisten der hier schreibenden Autorinnen und Autoren sind auf eine geradezu imponierende Weise ahistorisch, imponierend deshalb, weil dies nur durch eine sozusagen systematisch durchgehaltene Blindheit möglich ist. So bleiben sowohl die Phänomene der funktional gleichwertigen Unterhaltungswelten aus der Vergangenheit – wie etwa die eine Tradition von Jahrhunderten aufweisende Romanliteratur – ausgeblendet, wie auch die einschlägigen theoretischen und forschersichen Bemühungen, die es ja in der Vergangenheit immerhin auch gegeben hat, wenngleich in der Tat das Thema Unterhaltung nicht mit der Wertigkeit behandelt wurde wie es dem Phänomen entspräche. Trotzdem bleibt es seltsam, dass man Namen wie Sigmund Freud oder Paul Huiziga, Kaspar Naase oder Verweise auf historische Beispiele nur findet, wenn man gewissermaßen mit einer Lupe liest. Eine derart ahistorische theoretische Arbeit verbaut sich gewiss viele Einsichtsmöglichkeiten, die allemal aus dem historischen Vergleich resultieren. Hier kann man nur hoffen, dass sich in die Auseinandersetzung mit dieser Unterhaltungstheorie in Zukunft auch historische Kompetenzen

zen einmischen. Das erscheint allein schon deshalb dringend notwendig, weil ja auch das Thema Unterhaltungsfernsehen, das hier im Mittelpunkt steht, längst ein historisches ist. Zumindest ohne Zeitgeschichte sollte also nicht auskommen, wer sich für das Unterhaltungserleben der Menschen von heute interessiert, das er empirisch erforschen kann – weil ja zu hoffen bleibt, dass sich mit diesen aktuell gewonnenen Erkenntnissen auch das Unterhaltungserleben früherer Generationen rekonstruieren lässt. Insoweit ist dieses Buch ein Produkt des in unserem Fach so verhängnisvollen „Ansatzismus“, der an die Stelle von gesamtgesellschaftlichen Analysen und kühnen Gesamtdarstellungen tritt, die wir zum Beispiel von der Geschichtsschreibung kennen. Wenn etwa Siegfried J. Schmidt postuliert, Unterhaltung sei eine kommunikative Kulturtechnik, so entwirft er damit im Grunde den Titel eines großen Buches, das uns die Gesellschaft kennen lehrt aus einem ihrer Verhaltensrepertoires, das in diesem Buch zu Recht als substantiell und essentiell ausgewiesen wird.

Ein paar mäkelnde Anmerkungen kann ich mir nicht verkneifen: Warum enthält ein solches Buch, wie dies neuerdings immer üblicher wird, kein integriertes Literaturverzeichnis, sodass man nicht gezwungen ist, manche Bücher gleich ein Dutzend Mal in den verschiedenen Literaturnachweisen aufzuführen? Warum erfährt man bei einigen der Beiträger das Geburtsjahr, bei anderen nicht? Für die Einschätzung der Ausführungen der jeweiligen Autorinnen und Autoren ist dies gerade bei diesem Thema durchaus wichtig. Ist es wirklich akzeptabel, für die Anmerkungen eine Schriftgröße zu wählen, die zumindest bei mittelmäßiger Beleuchtung nur noch mühsamst zu entziffern ist? Davon aber abgesehen: Dem Herbert von Halem-Verlag sei gedankt, dass er auch ein wissenschaftliches Buch herstellerisch richtig ernst nimmt und so die Lektüre durchaus angenehm macht, was nicht zuletzt den Umgang mit dieser nicht immer leichten theoretischen Prosa erleichtert.

Wolfgang R. Langenbucher

STEFAN KURSAWE: *Vom Leitmedium zum Begleitmedium. Die Radioprogramme des Hessischen Rundfunks 1960-1980*. Köln: Böhlau 2004, 415 Seiten.

Erst als die Mauern des Imperiums Rundfunk erheblich ins Schwanken gerieten, wurden die

Bewohner in ihren bislang abgeschotteten Türmen, die Intendanten und Programmacher in ihrem Büros mit Vorzimmerdamen, wach und begannen sich umzuschauen. Was sie sahen war, dass ihre Bastion als Informationsquelle und Erzieher der bislang zur Passivität verurteilten, gesichtslosen Zuhörer vor den Radiogeräten längst gefallen und vor den Möglichkeiten des für Auge und Ohr Anregung bietenden Mediums Fernsehen gewichen war. Die nun folgenden Reaktionen erlauben – so ein Protagonist der Ereignisse – eine Gliederung in vier Phasen: Schock (Was tun gegen das spektakuläre Medium Fernsehen?), Arroganz (Wir haben Bildung, Tiefgang und Hintergrundwissen. Wir lassen uns nicht beirren!), Versuch einer Kraftprobe (Wir machen Fernsehen ohne Bild!) und zuletzt Rückbesinnung auf die eigenen Stärken (Radio ist ein eigenes Medium mit spezifischen Stärken und Schwächen. Fernsehen ist ein eigenes Medium mit spezifischen Stärken und Schwächen). (S. 60) Im Rahmen seiner an der Universität Mannheim approbierten Dissertation zeichnet Stefan Kursawe diese Strecke der Neuorientierung und anschließenden Neukonsolidierung des Hörfunks über zwei Dezennien nach. Gestartet wird – nach einer kurzen Rückschau auf das „Goldene Zeitalter des Rundfunks“ in den 50ern – zu Beginn der 60er Jahre, die einen radikalen Umbruch vom Radio zum Fernsehzeitalter markieren und für den Rundfunk im weiteren Verlauf einen über einige Umwege und Sackgassen führenden Weg in eine neue Zukunft bringen sollten. Erschwert war diese Aufgabe nicht nur durch den selbstverschuldeten Fehlstart, verursacht durch die jahrelange Ignoranz der wachsenden Konkurrenz Fernsehen, sondern auch durch den im Hintergrund stattfindenden sozialen Kurswechsel, gekennzeichnet durch den Aufbruch der erstarrten, verkrusteten Strukturen und dem damit folgenden Wertewandel der Gesellschaft in den 70ern. Kursawe begründet die Gliederung der Arbeit in 10-Jahresschritte schließlich auch mit Erkenntnissen der maßgeblichen Proponenten des soziologischen Diskurses Inglehart, Beck und Schulze. Im Sinne seines Verständnisses von Rundfunkgeschichte als Teil der Sozialgeschichte (vgl. S. 31) erfolgt jeweils zu Beginn der beiden ersten Abschnitte eine Darstellung der historischen und soziologischen Rahmenbedingungen. Erst dann entwirrt er das komplizierte Beziehungsgeflecht rund um seinen Untersuchungsgegenstand, die Programme des Hessischen Rundfunks.

Wie der Verfasser einleitend bemerkt, wirken

fünf Kräfte gleichsam auf die inhaltliche Ebene ein: die Rundfunkpolitik, die Intentionen und Möglichkeiten der Programmacher, das Publikumsinteresse, die wirtschaftlichen sowie die technischen Gegebenheiten. Aus arbeitsökonomischen Gründen nimmt er eine ungleiche Gewichtung vor. (vgl. S. 20) So verdient die Darstellung der politischen, technischen und ökonomischen Voraussetzungen allein eine Klassifizierung als Skizze, wohingegen das Feld zwischen Planung, gesetzlicher Vorgabe und tatsächlichen Inhalten – gemäß dem selbst formulierten Anspruch an einen kommunikatorzentrierten Ansatz – einer Detailstudie gleichkommt. Ziel ist es, die in diesem Bereich befindlichen Spannungen auszuloten. (vgl. S. 26) Der Autor greift zu diesem Behufe einerseits auf umfangreiches Quellenmaterial, den Schriftverkehr der Programmdirektoren, die Geschäftsberichte, Broschüren, Presseberichte sowie die Ergebnisse der Infratests des Hessischen Rundfunks zurück. Erweitert wird diese Kommunikator-Perspektive durch die Gespräche mit dem im Untersuchungszeitraum als hr-Hörfunkprogrammdirektor tätigen Dr. Hennung Wicht sowie mit dem auf organisatorischer wie inhaltlicher Ebene beschäftigten Bernd-Peter Arnold.

Andererseits führt Kursawe eine Programmstrukturanalyse in Anlehnung an die Methode seines Doktorvaters Dr. Konrad Dussel durch. So unterzieht er das Programm aus vierwöchigen Stichproben, konkret die Sendeinhalte der Monate November 1961, 1963, 1967, 1971, 1972 und 1975 im 1. Schritt einer quantitativen Analyse. In Analogie zum strukturellen Aufbau des Hessischen Rundfunks nimmt er eine grobe Gliederung in die Trias Bildung/Kultur, Information und Unterhaltung vor. Danach erfolgt die Messung der Dauer der einzelnen Beiträge und Zuordnung in eine von zwölf Kategorien (E-Musik, gehobene U-Musik, leichte U-Musik, Nachrichten und Wetter, Kommentare, Information, Services, Sport, Hörspiele, kulturelle Wortsendungen, Magazine, Sendungen für Ausländer, Unterhaltende Wortsendungen, Bildungssendungen, Werbefunk und Sendepause). Dem Autor darf in diesem Kontext nicht nur Problembewusstsein hinsichtlich der Schwierigkeit der eindeutigen Kategorisierung, sondern auch Genauigkeit bei der Offenlegung seiner Systematik zugeschrieben werden. (vgl. S. 94) Um den sich abzeichnenden Profilen der drei hessischen Wellen schließlich etwas Farbe zu verleihen, bedarf es nicht zuletzt einer qualitativen Analyse. So beschäftigt sich der Verfasser im Anschluss an

die quantitative Bestimmung des Bildes mit der Frage nach genauen Inhalten, mit maßgeblichen Sendeformaten, deren Entstehungskontext, Proponentinnen und Proponenten sowie Wandlungsverläufen.

Die Entwicklung, die diese Studie greifbar macht, kann ohne Zweifel als evolutionär, keinesfalls als revolutionär bezeichnet werden. So sahen die Programmverantwortlichen bis ins Jahr 1960 im Radio – in Anknüpfung an das Selbstbild der Weimarer Republik – ein dem Bildungs- und Kulturauftrag sowie dem pluralistischen Anspruch verpflichtetes Medium. Eine Disposition, die nach Kursawe folgendes Resultat zeitigte: „Deshalb entwarfen die Verantwortlichen Programme, die wie Gemischtwarenläden alles anboten, was die als dispers wahrgenommene Hörschaft interessierte – oder was nach Ansicht der Programmacher ihr Interesse finden sollte. (...) Nicht ein kleinster gemeinsamer Nenner des Massengeschmacks wurde gesucht, sondern dezidierte Spezialinteressen wurden befriedigt.“ (S. 32) Dieses Kästchenschema sollte sich in den 60ern langsam ändern. Die Gemischtwarenläden mutierten zu großen Warenhäusern mit einigermaßen spezifischem Sortiment: Das 1. Programm des Hessischen Rundfunks bot Information und Unterhaltung, im 2. wurde dem Bedürfnis nach Bildung und Kultur Rechnung getragen und im 3. fanden Minderheiten einen Sendeplatz im Äther. Freilich existierte Ende der 60er allein ein Rahmen, dessen konkrete Ausgestaltung erlaubte allerdings auch im 1. Programm Sendungen mit ernster Musik. Dennoch war das Programm nach charakteristischen großen Themenblöcken strukturiert, die der Hörschaft vor allem während des Tages eine einprägsame, einfache Übersicht über die Angebote ermöglichen sollte. Im Verlauf der 1970er Jahre schritt die charakteristische Ausprägung der drei Sender nicht nur weiter voran, vielmehr „wandelte sich der Hörfunk vom Zeigefinger-Medium zum Dienstleistungs-Medium.“ (S. 200) Auslöser dafür war nicht nur die Entzauberung des Fernsehens und die damit einhergehende Renaissance des Hörfunks, sondern die durch den gesellschaftlichen Wandel ausgelöste, neue Position des Publikums. „Ein in den 1960er Jahren mit der Bildungsexpansion gewünschter mündiger, kritikfähiger Bürger war in den frühen 1970ern Teilwirklichkeit geworden. Und er stellte Forderungen an den öffentlich-rechtlichen Rundfunk, den er schließlich finanzierte.“ (S. 188) Wie Kursawe veranschaulicht, forderte die bislang weitgehend misachtete Hörschaft nicht nur ihren Tribut, er

wurde ihr auch gezollt: Generell gewann der Informations- und Servicecharakter erheblich an Bedeutung, mit Magazinen wurden weite Strecken des Programms bestritten. Aus dem monologisierend, belehrendem Radiovortrag wurden Sendungen mit dialogischem Charakter, beginnend von Ratgeber-Formaten über Diskussionsforen mit Möglichkeit zur Meinungsäußerung bis zur Entwicklung von Quizspielen. Die Programmacher bemühten sich um eine Hörerbindung durch den Aufbau von Moderatorinnen und Moderatoren als bekannte, Sympathien erzeugende Persönlichkeiten. Nicht zuletzt schenkte man der neuen, anspruchsvollen Größe „Jugendliche“ Beachtung: Damit fand die Pop-Musik Eingang in die deutschen Wohnzimmer. Besonders in der Abhandlung der 70er verdichtet sich das Bild vom Hessischen Rundfunk wesentlich durch das Zoomen auf die qualitative Ebene. So zeigt Kursawe nicht nur, dass sich abseits des Auditoriums auch die Redaktionen an Selbstbewusstsein gewannen und mehr Rechte forderten, sondern verdeutlicht auch, dass der Hörfunk hier nicht eine Abkehr vom Bildungsanspruch vornahm, sondern lediglich den Ansprüchen eines Bildungsbürgertums eine Absage erteilte. Stattdessen bot man alternativen kulturellen Ausdrucksformen eine Plattform.

Finden sich in den ersten beiden Abschnitten Hinweise auf die Reaktionen der Rezipientinnen und Rezipienten nur am Rande, so intendiert der Autor diesem Aspekt der Hörfunkgeschichte wohl im Abschnitt 3 Rechnung zu tragen. Hier greift er allerdings allein auf die Ergebnisse der Radioforschung seitens des Senders zurück und bietet folglich, rein quantitativ, statistische Erhebungen. Damit wird die Perspektive des Publikums wohl berücksichtigt, mehr als eine Annäherung an die Erfahrungen der Hörerschaft vor den Geräten darf dem Vorhaben aber nicht attestiert werden. Kursawe wird mit dieser umfangreichen, rund 400 Seiten umfassenden Untersuchung seinem Anspruch, die Rolle der Kommunikatoren zu fokussieren, weitgehend gerecht. Möglicherweise hätten einige Gespräche mit Redakteurinnen und Redakteuren des Senders auch eine perspektivische Erweiterung durch eine Integration des operationalen Bereichs erlaubt, bieten doch die Gespräche mit den beiden Programmverantwortlichen bereits eine wesentliche Nuancierung. Weniger spekulative Fragen wirft dagegen die Terminologie im Kapitel des auf die Bedürfnisse der Minderheiten abgestimmten 3. Programms als „Gastarbeiterwelle“ sowie als Programm für „Ausländer“ auf. Mag der Begriff „Gastarbeiter“

angesichts des historischen Entstehungskontextes des Programms noch angehen, weist doch die Bezeichnung „Ausländer“ im wissenschaftlichen Kontext eine definitorische Unschärfe und im öffentlichen Diskurs eine negative Konnotation auf – unangebracht ist er auf jeden Fall. Abseits dieser Schwäche findet die Leserschaft mit dieser Studie allerdings eine gute Basis zur weiteren Vertiefung der Rundfunkgeschichte in Hessen.

Gaby Falböck

KONRAD DUSSEL: *Hörfunk in Deutschland. Politik, Programm, Publikum (1923 – 1960)*. Berlin: Verlag f. Berlin-Brandenburg 2002, 451 Seiten.

Geschichtsschreibung ist wie Fischen im Strom der Zeit: Ihr Ziel ist es nicht, seine Totalität einzufangen, sondern nur einige seiner Inhalte. Die diesbezüglichen Erwartungen bestimmen die Auswahl des Netzes – vor allem die Größe seiner Maschen – und die Stellen, an denen es ausgeworfen wird. Die Qualität des Fangs sollte dann wiederum nur an diesen Erwartungen gemessen werden; mit bestimmten Methoden können eben nur bestimmte Erträge erzielt werden. „Wer anderes sucht, muß (sic!) andere Netze wählen oder am Ende gar ganz anders geartete Hilfsmittel.“ (S. 387) Mit dieser relativierenden und zugleich bestärkenden Metapher steigt Konrad Dussel in den letzten Abschnitt „Zusammenfassung und Ausblick“ ein – wohin dieser Ausblick geworfen wird, wird noch zu diskutieren sein – und bringt damit eine in ihrer Offensichtlichkeit fast banale aber viel zu selten explizierte Einsicht auf einen Nenner. Historische Wissenschaft zeigt kein geschlossenes und kein gesamtheitliches Bild des Vergangenen, sie rekonstruiert auch nur sehr bedingt, vielmehr liefert sie unter Einsatz spezieller Werkzeuge und mit einem limitierten Repertoire möglicher Bausteine Konstruktionen, die sich bei ausreichender Kohärenz und weitgehender Widerspruchslosigkeit zu Erklärungszusammenhängen über gewesene Ereignisse verdichten lassen. Warum Dussel so dezidiert darauf hinweist und warum auch hier noch einmal auf die methodischen Zwänge und Einschränkungen, die sich aus der Begrenztheit des vorhandenen oder erhaltenen Quell- und Analysematerials ergeben eingegangen wird, liegt dabei auf der Hand. Politik, Programm und Publikum des Hörfunks die hier für die definierte Zeitspanne beschrieben werden, werden so beschrieben, wie es Dussel anhand des

von ihm benutzen Werkzeuges und der ihm zugänglichen Bausteine möglich war – inklusive aller Relativierungen die manche Befunde daher in Hinblick auf eine Absolutheit ihres Geltungsanspruches bedürfen. Eine Bewertung der Ergebnisse bedeutet also vor allem eine Bewertung der Qualität des Netzes, das Dussel ausgeworfen hat und auswerfen konnte.

Doch zunächst noch zu Allgemeinerem. Das vorliegende Buch ist das Ergebnis des von der Stiftung Volkswagenwerk im Rahmen ihres Programms „Diktaturen des 20. Jahrhunderts im Vergleich“ geförderten und im Deutschen Rundfunkarchiv in Frankfurt am Main angesiedelten Forschungsprojektes „Der deutsche Rundfunk und seine Hörer (1923/24 – 1960)“, das von Konrad Dussel vier Jahre lang bearbeitet wurde. Der betrachtete Zeithorizont wird dabei im Anfang klar und eindeutig durch den Sendestart der deutschen Programme abgesteckt, die Endmarke der Untersuchung soll keine „punktuelle Zäsur“ (S. 15) anzeigen sondern einen ungefähren zeitlichen Abschnitt markieren. Nämlich jene Zeitspanne in der das Hörfunkzeitalter, mit dem Radio als „Hegemon der häuslichen Freizeit“ (ebd.), vom Fernsehzeitalter abgelöst wurde. Als Indikatoren für diesen Umbruch werden die millionenfache Verbreitung und Empfangbarkeit des Fernsehens sowie die Funktionsveränderungen, die das Radio dadurch erfahren hat benannt. Es wäre hier interessant zu hinterfragen ob Radio durch die neu definierten Funktionen wie es die Formulierung „Ende des Hörfunkzeitalters“ impliziert tatsächlich einen Bedeutungsverlust erfahren hat oder ob die veränderten Funktionen des Radios diesem nicht auch neue Relevanz verliehen haben. Ebenso ließe sich diskutieren inwieweit man sich Dussels Feststellung anschließen kann, wonach es bis etwa zu besagtem 1960 zum Radio keine echte Alternative gab (S. 387). Freilich sofern man nur in Kategorien elektronischer Massenmedien denkt mag der Satz so stimmen. Doch wird durch eine Sichtweise, die der Zuwendung zum Radio Alternativenlosigkeit attestiert – und somit die Abschaltoption ausblendet – eine wichtige Reflexionsperspektive für die Auseinandersetzung mit dem Publikumsverhalten abgeschnitten. Aber diese Ausblendung sei Dussel zugestanden, das Untersuchungsfeld stellt sich auch ohne derartige Überlegungen einzubeziehen als überaus schwer zu fassen dar.

Deutschland 1923 – 1960 bedeutet Einschnitte und Umbrüche, bedeutet vier verschiedene Staaten, vier verschiedene politische Systeme zwischen Demokratie und Totalitarismus, bedeutet vier mal

verschiedenes Rundfunksystem voll unterschiedlichster politischer Prämissen, Zielsetzungen und Kontrollmechanismen. Diese unterschiedlichen geltenden Voraussetzungen sind dabei in einer Analyse entsprechend in Rechnung zu stellen, ebenso wie es auch gilt zu unterschiedlichen Zeitpunkten innerhalb des „Hörfunkzeitalters“ und innerhalb unterschiedlicher Staaten herrschende Konzepte und Ausformungen eines Kulturbegriffs zu berücksichtigen, um den bis heute heraufreichenden Programmstreit zwischen Kultur/Bildung und Unterhaltung zu beobachten. Ein Rückgang des Anteils der in der Weimarer Republik als Kultursendungen verstandenen Programmtypen in DDR oder BRD kann sinnvollerweise nicht in einem linearen Denkschritt einem Rückgang der Kultur am Programmangebot gleichgesetzt werden; Bildung bzw. Unterhaltung müssen jeweils sehr sorgfältig als beschreibbare Kategorien identifiziert (und dort wo sie in Programmbeschreibungen angeboten wurden hinterfragt werden) werden um in der Programmanalyse vergleichend betrachtet werden zu können. Gerade diesen Umgang mit den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten mit den Tücken und Abhängigkeiten, die kritische Betrachtung des Quellmaterials betreibt Dussel durchweg mit größter Gewissenhaftigkeit. Er thematisiert die Notwendigkeit sich auf überlieferte Daten zu stützen, die wo sie nicht erhoben wurden eben auch nicht nachträglich erhoben werden können und da wo sie vorliegen in ihrer Glaubwürdigkeit und Aussagekraft wiederum gezielt zu überprüfen sind. Immer wieder streut Dussel in seine Darstellungen Anmerkungen und Ermahnungen zum eigenen Arbeitsverlauf, zur Interpretation von Quellen ein, erklärt und stellt in Frage warum aus einer bestimmten Quellenlage dieser Schluss gezogen wurde, während ein anderer zu verwerfen war. Für das Buch bringt dies den Effekt, dass die Fülle an Detailinformationen und Einzelbeschreibungen, lebendig geschildert, der Arbeitsprozess, die Nachdenk- und Bewertungsphasen während der vierjährigen Arbeit nachvollziehbar werden, und – auch wenn es dahingestellt ist ob man Goebbels sich „mit Feuereifer an die Arbeit“ (S. 55) machen lassen muss – das Buch auch lesbar hält. Nach einführenden Anmerkungen zum wissenschaftlichen Kontext der Untersuchung werden im zweiten Abschnitt verschiedene Varianten des Verhältnisses zwischen Staat und Rundfunk betrachtet wobei neben der Frage der Finanzierung vor allem Mittel der Informationskontrolle besprochen werden. Danach wird versucht der Rezipientenposition Raum zu geben und das

Hörfunkzeitalter aus Nutzersicht zu erschließen, wo die Quellenproblematik natürlich schlagend wird. Forschungsergebnisse sind rar und Untersuchungen wurden methodisch oft zweifelhaft durchgeführt. Interessanter Befund dabei: Rundfunkhören wurde bereits 1955 mehrheitlich als Nebenherbeschäftigung betrachtet, der konzentrierte (und daher beeinflussbare?) Zuhörer war schon früh nicht mehr als Mythos und Wunschbild. Der dritte Abschnitt bietet eine üppige Faktenschau zu den Grundlinien der Programmentwicklung. Aus einer Fülle von verschiedenen Aspekten die herausgegriffen werden wird auf eine Feststellung besonderer Wert gelegt: Es war bei aller Kontrolle über den Rundfunk um die sich vor allem NS-Staat und DDR bemüht haben und die sie auch durchsetzten, nicht möglich langfristig Publikumsinteressen, und hierbei vor allem das Interesse an Unterhaltung zu ignorieren. Der Umgang damit freilich war wieder unterschiedlich. Während man sich in der DDR ideologische Vorbehalte gegen einen zu großen Unterhaltungsanteil geltend machte, wurde im Dritten Reich nach und nach Unterhaltung als Chance begriffen von den ausbleibenden Kriegserfolgen abzulenken und gleichzeitig ein akzeptiertes Umfeld für die an Glaubwürdigkeit verlierende Propaganda zu schaffen. Beschlossen wird das Buch, wie bereits eingangs erwähnt durch Zusammenfassung und Ausblick, wobei der Ausblick in diesem Fall vom Ende der Untersuchungsspanne aus geworfen wird, also über die Jahresmarke 1960 hinaus in das beginnende Fernsehzeitalter.

Präsentiert werden die Untersuchungsergebnisse trotz der akribisch aufgearbeiteten Faktenfülle wie angesprochen überaus lesbar und durch hellgeistige (quellen)theoretische Überlegungen zusätzlich noch interessant gemacht. Gut getan hätte der Publikation ein etwas erweiterter Registerteil, angesichts des Untersuchungszeitraumes und der vier Staaten die darin abzudecken sind, erscheint ein Namensregister mit bloßer Namensnennung ohne Kürzestangabe zu Funktion oder Position etwas mager. Inwieweit ein gedrucktes Werk zudem vermag die Realität des Hörfunks erfahr- und nachvollziehbar zu machen, muss wie es Dussel auch selbst tut, relativ und eingeschränkt betrachtet werden. Fest steht jedenfalls, dass „Hörfunk in Deutschland“ durch große Genauigkeit in der Bearbeitung und die Berücksichtigung umfassenden Quellenmaterials besticht. Konrad Dussel hat sein Netz sorgfältig ausgeworfen.

Christian Schwarzenegger

HAIMO GODLER / MANFRED JOCHUM / REINHARD SCHLÖGL / ALFRED TREIBER (Hg.): *Vom Dampfradio zur Klangtapete. Beiträge zu 80 Jahren Hörfunk in Österreich*. Wien-Köln-Weimar: Böhlau Verlag 2004, ca. 280 S.

Der vorliegende Band bietet überwiegend eine „Innensicht“, denn fast alle Beiträge stammen von aktiven oder ehemaligen ORF-Mitarbeitern. Das bietet Chancen und Gefahren zugleich. Sich aus Jubiläumsanlass selbst zu feiern ist legitim. Dass dabei die Privatradioszene nur am Rande vorkommt, ist gemessen an der Zeitspanne, von der hier die Rede ist, durchaus berechtigt. „Aber auch eine relevante Bedeutung der Szene in der Gegenwart kann nur jemand sehen, der mit Beteiligungsblindheit geschlagen ist“, argumentiert Mitherausgeber und Ö1-Chef Alfred Treiber in seinen „Vorbemerkungen“ zum Band. Der Aufbau des Sammelbandes folgt zunächst dem Zeitenlauf, auf den hinteren Seiten werden die abgehandelten Themen dann immer spezifischer und sind zumeist auf alle acht Jahrzehnte bezogen. Einleitend berichten Joseph Braunbeck und Reinhard Schlögl über „Sturm- und Drangzeiten des Radios“, gemeint sind damit die ersten Radiojahre bis etwa 1930. Etliche Facetten der Pionierzeit werden mittels ausführlicher Zitate aus Tageszeitungen und Radiozeitschriften kurz beleuchtet – für das Fachpublikum zwar nichts Neues, aber für ein breiteres Publikum zum Einlesen geeignet.

Manfred Jochums Frage nach den „seichten Wünschen der breiten Masse“ ist ebenfalls auf die Frühzeit des Radios fokussiert und wertet die frühen Radionutzer-Studien aus. Quellenangaben gibt es hier nur fallweise und zumeist unvollständig. Leider verzichtet der Sammelband auf jegliches Quellen- und Literaturverzeichnis. Für Insider stellt das kein unüberwindliches Problem dar, aber für Interessierte, die durch die Aufsätze angeregt nachlesen möchten, sehr wohl. Peter Dusek lässt in seinem Beitrag über das Radio unter NS-Herrschaft zwar Wissenschaftler zu Wort kommen, vermeidet aber – abgesehen von Ausnahmen – auch genaue Quellenangaben. Wer die Fachliteratur dazu kennt, kann zwar die meisten Stellen quellenmäßig rekonstruieren, aber doch nicht alle. Beim hohen Spezialwissen Duseks über den Bereich Musik ist es doch schade, dass er dem Leser den Nachvollzug der Erkenntnisse nicht ermöglicht. Hans Szuszkiewicz berichtet als Zeitzeuge über den „Aktuellen Dienst“ in den ersten Jahren der Zweiten Republik: Radio-Journalismus unter sowjetischen Besatzungsbedingungen und dem bald einsetzenden Parteienproporz-Druck. Zum

Verhältnis Politik-Journalismus erinnert sich der Reporter: „Niemand möge sich aber der Meinung hingeben, dass ich oder sonst wer im Funkhaus entscheiden durfte, welcher Ausschnitt aus welcher Rede von welchem Abgeordneten gesendet werden sollte. Das durfte nur der Redner selbst oder ein Beauftragter seiner Partei.“ (S. 54)

Diese Bedingungen, die sich Journalisten nach 1945 gefallen ließen, haben natürlich auch damit zu tun, dass infolge „Ständestaat“ und NS-Herrschaft die kritischen Kräfte zumeist dauerhaft vertrieben oder vernichtet waren. Dieses Kapitel wird im vorliegenden Band leider nicht aufgeschlagen. Einflüsse etwa der amerikanischen Medienpolitik im Nachkriegsösterreich werden wie einige andere Gründe für die in vielen Facetten zwar beschriebene Entwicklung des Radiojournalismus leider nicht thematisiert. Hugo Portisch, von den Amerikanern in einem modernen Journalismusverständnis geschult, gehörte zur Aufbruchsgeneration. Hellsichtig analysiert er in seinen Erinnerungen an ein zentrales Stück Medienpolitik der Zweiten Republik das Rundfunkvolksbegehren 1964, das antiquierte Machtverhältnis zwischen Medien und Politik. Hier möchte man gerne mehr lesen, vor allem darüber, wie es nach dem Volksbegehren weiterging.

Ernst Grisse mann beschreibt aus eigener Erinnerung, wie ab 1967 unter der Führung von Generalintendant Gerd Bacher nach „Vorbild der alten Tante BBC“ im Radio Strukturprogramme eingeführt wurden. Auch dieser Beitrag ist wie alle anderen reich bebildert. Bei der kurzen Beschreibung des Programms Ö3 gibt es begleitend ein Foto der „Ö3-Mannschaft“ (das dann tatsächlich nur Männer zeigt) und das Foto „Ö3-Mädchen“, ein Werbesujet des „Club Ö3“. Leider bleibt diese Bildauswahl die einzige – unterstellen wir: bewusste – Thematisierung der Geschlechterthematik im Hörfunk im vorliegenden Band. Viele weitere Themen bietet der Band indes sehr wohl, manches nicht. Aber den Anspruch auf Vollständigkeit erheben die Herausgeber ohnedies nicht. Dass der umfangreiche Band etwa über Religion, Wetter- und Verkehrsnachrichten im Medium Radio nicht explizit reflektiert, trübt den Gesamteindruck nicht. Dafür zeichnet Kurt Rammerstorfer die Entwicklung der Regionalprogramme daten- und detailreich nach. Roland Machatschke beschreibt knapper die „Informationsexplosion von 1967“ und bezeichnet sie mit Gerd Bacher als „Notstands-beseitigung“. Der Chef der Radio-Information, Karl Amon, geht der Frage nach „Werden wir richtig informiert?“ Dabei erklärt er auch seriös die Ursachen des Erfolges der ORF-Radios,

indem er diese zum einen der Medienpolitik, die erst spät kommerzielle Mitbewerber zugelassen hat, zuschreibt. Zum anderen verweist er darauf, dass der ORF aus den Fehlern der deutschen öffentlich-rechtlichen Medienhäuser lernen konnte. Schließlich beschreibt er als weitere Gründe des Erfolges einerseits die technische Innovation für die Konkurrenztauglichkeit des ORF-Informationsjournalismus: das 2000 fertiggestellte Radio-NewsCenter, das als modernstes in Europa gilt, und andererseits auf die bewusste Verknüpfung mit dem Internet.

Götz Fritsch reflektiert kompetent und informativ in seinem Beitrag „Das Hörspiel boomt“. Ebenso Christian Scheibs Aufsatz „Die Stunde der Moderne. Momentaufnahmen zu ihrer musikalischen Präsenz seit 1945“. Detail- und umfangreich geht er Jahr für Jahr Programmzeitschriften durchforstend dem einschlägigen Programmangebot nach, aber primär exemplarisch ohne statistische Auswertungen. Heidi Grundmann bietet systematische „Bemerkungen zur Radiokunst“, Bogdan Roscic über Ö3, Martin Blumenau über FM4. Dieter Dörner bietet über Radiolegenden ein paar erste Anmerkungen. Unangepasste seien es gewesen, erfährt man. Warum wer wann zu einer Radiolegende wurde, darüber wüsste man gerne mehr. Schade, dass der Beitrag zu kurz ausfiel. Ausführlicher und aufschlussreich sind Joseph Schimmers Ausführungen über die Zukunft des Radios im Lichte des Internets. Haimo Godlers und Alfred Treibers Einschätzungen der Radio-Zukunft machen deutlich, warum Ö1 seit Mitte der 90er Jahre einen riesigen Publikumserfolg erarbeiten konnte.

Petra Herczeg und Rainer Rosenberg durchstreifen die Welt des Kinderradios. Sendungen für Kinder waren schon in den ersten Jahren des Radios in Österreich fixer Programmbestandteil. Der Beitrag bietet detailreiche Informationen über die Programmentwicklung seit 1924. In den 80er Jahren verlor das Radio die Kinder ans Fernsehen, das Radioprogrammangebot wurde immer stärker reduziert. In jüngster Zeit besinnt sich Ö1 darauf, Kindern ein – vorerst noch? – kurzes Programm zu bieten.

Exzellentes bietet Richard Goll über das Feature: eine spannende, kenntnisreiche Geschichte des Features im deutschsprachigen Radio vor allem ab 1945. Er geht aber auch auf die Vorläufer bei der RAVAG in den 30er Jahren ein, primär auf Andreas Reischeks frühe Hörbilder. Goll ist ein exzellenter Praktiker, der ebenso reflektieren kann. Ausführlich werden hier auch die Entwicklungen und Erfolge in Wien beschrieben, für die vor

allem der Autor und Alfred Treiber verantwortlich waren, in deren Gefolge ein junges und ebenso erfolgreiches Team seit mittlerweile vielen Jahren Features der Spitzenklasse gestaltet.

Aus der Not eine Tugend – lies: einen hervorragenden Buchbeitrag – machte Alfred Treiber. Die aktuelle Generaldirektorin des ORF und die ehemaligen Generaldirektoren waren zu einem gemeinsamen Gespräch nicht zu bewegen, also befragte Treiber sie einzeln und gestaltete eine höchst informative Collage, die auf Ö1 bereits zu hören war und hier nun nachzulesen ist. Rundfunkpolitik und -entwicklung spannend aufbereitet. Da denkt man, Streitgespräche seien spannend. (Sie erfüllen diesen Anspruch auch mitunter.) Aber eine klug arrangierte Collage kann noch mehr.

Den Nutzwert des Bandes erhöht die Zeittafel zum österreichischen Radio 1924-2004, dargeboten im Anhang auf 14 Seiten. Geboten wird zudem eine Liste „Legendäre Radiosendungen“. Leider schweigen die Herausgeber darüber, nach welchen Kriterien diese gestrickt wurde. Zudem fehlt eine zeitliche Verortung der 151 nur mit dem Titel angeführten Sendungen. Eine CD mit Tonbeispielen aus 80 Jahren liegt dem Buch bei. Aufgrund der wenigen Schätze im ORF-Radioarchiv können die Herausgeber hier nicht mit Überraschendem punkten. Der vorliegende Band bietet dem interessierten Publikum anregende Zugänge zur österreichischen Radiogeschichte. Lehrende, Studierende und in Medienberufen arbeitende Menschen finden darin etliche exzellent reflektierende Beiträge. Für den wissenschaftlichen Gebrauch fehlen leider häufig die notwendigen Quellenangaben.

Fritz Hausjell

MICHAEL MEYEN / MARIA LÖBLICH (HG.): 80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in München. Bausteine zu einer Institutsgeschichte. (= Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft 1). Köln: Herbert von Halem Verlag 2004, 394 Seiten.

Die Kommunikationswissenschaft ist, verglichen mit anderen Disziplinen, ein sehr junges Fach. Salopp könnte man attestieren, dass sie noch kaum dem Teenageralter entwachsen ist und auf dem Weg zum Erwachsenendasein von periodisch auftretenden Phasen der Selbstvergewisserung und Standortbestimmung gebeutelt wird. In Fieberschüben wiederkehrende Selbstverständnisdiskussionen, die häufig von außen (anderen, bisweilen

„verwandten“ Disziplinen im akademischen Fächerkanon bzw. aus der „Praxis“) hineingetragen werden, stiften jedoch zumeist weitere Verwirrung – so zuletzt 2001 mit dem Ergebnis einer „Selbstverständniskommission“ innerhalb der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) und einem daraus resultierenden „Selbstverständnispapier“. Die Diskrepanz zwischen Selbst- und Fremdbild wird gerade in einem Fach, das so nah an seiner gesellschaftlichen und berufspraktischen Entsprechung agiert, kaum endgültig aufzuheben sein. Ebenso wenig dürfte einer Festschreibung der wissenschaftlichen Orientierung der je unterschiedlich bezeichneten und ausgerichteten Institute für Kommunikations-, Publizistik-, Medienwissenschaft oder Journalistik Erfolg beschieden sein. Umso wichtiger scheinen dann Versuche der oft abschätzig „Nabelschau“ genannten Selbstreflexion. Woher kommt das Fach, was stellt es dar und wohin geht es?

Ein Klärungsversuch dieser existentiellen Fragen wurde im jüngst vorgelegten Sammelband „80 Jahre Zeitungs- und Kommunikationswissenschaft in Universität München“ unternommen. „Wissenschaft wird von Menschen gemacht“ – so leitet Michael Meyen, seit 2002 Professor am Münchener Institut für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft), seinen aktuellen Beitrag in der *Publizistik* (Heft 2/2004) ein (vgl. auch im hier zu besprechenden Band S. 12). Konsequenterweise betreibt er auch dort fachhistorische „Nabelschau“, wenn er die Herkunft der ProfessorInnen in diesem Fach untersucht und dies in Beziehung stellt mit der Fachentwicklung generell. Damit erklärt sich dieser einleitende Satz von selbst: Die Sozialgestalt (in Beziehung gesetzt mit der Struktur- und Ideengestalt) erlaubt Einblicke in Entwicklungen und Nicht-Entwicklungen eines Faches – und auch eines Instituts.

So geschehen im vorliegenden Fall: Meyen zeichnet gemeinsam mit Maria Löblich (Professorin am Münchener Institut seit 2000) für die Herausgeberschaft dieser „Festschrift“ zum 80. Bestandsjubiläum des Instituts an der Ludwig-Maximilians-Universität München verantwortlich. Gleichzeitig eröffnet Meyen damit auch die kommunikations- und fachhistorisch orientierte Reihe „Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft“ im Herbert von Halem Verlag. Ziel der Reihe ist die „Selbstvergewisserung der Kommunikationswissenschaft über ihre historische und ihre aktuelle Identität.“ (S. 8) Wie dies eingelöst werden soll, verdeutlicht dieser Auftakt:

1924 gegründet, ist das nunmehr am Englischen

Garten untergebrachte Institut eines der ältesten im deutschsprachigen Raum. Dementsprechend traditionsreich stellt sich die faktische Betrachtung der Institutsgeschichte dar; dementsprechend reich ist diese Geschichte aber auch an Zäsuren. Meyen und Löblich luden angesichts dieser vergleichsweise langen Geschichte Autorinnen und Autoren zu einer umfassenden *Retro-spektive* ein, die den „Anfang und Neubeginn“ (so der Titel des ersten Abschnittes), „Die Münchener Schule“ der Kommunikationswissenschaft (Abschnitt 2) sowie „Studieren am Institut“ (im Sinne einer Institutsgeschichte „von unten“ als viertem Abschnitt) thematisieren.

Struktur-, Sozial- und Ideengestalt des Faches Zeitungs- resp. Kommunikationswissenschaft (in München) werden in diesem Band auf sehr klare und strukturierte Weise untersucht. So wie es Stefanie Averbek und Arnulf Kutsch (vgl. den Beitrag *Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960*. In: Wolfgang Duchkowitsch/Fritz Hausjell/Bernd Semrad (Hg.): *Die Spirale des Schweigens. Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft*, S. 55-66) vorgeschlagen haben, werden diese drei Ebenen als interdependent betrachtet und folglich weitgehend gleichwertig behandelt (vgl. S. 13-14).

Die Strukturgestalt spiegelt sich zu guten Teilen in der Institutionalisierung des Faches an Universitäten im Allgemeinen, in der Eingliederung einzelner Institute in die scientific community im Speziellen wider – und München hat hier eine lange 80-jährige Tradition: „Das Münchener Institut gehört zum Kern der Kommunikationswissenschaft in Deutschland.“ (S. 14) d’Ester war der erste planmäßige Professor für Zeitungswissenschaft, München ist somit nicht nur eines der ältesten Institute überhaupt, sondern nach wie vor eines der größten – wenn es auch 50 Jahre mit nur einer planmäßigen Professur auskommen musste. Dieses „Schicksal“ teilt es jedoch auch mit anderen traditionsreichen Einrichtungen des Faches.

„Warum Institutsgeschichte, warum Bausteine, warum gerade diese?“ – Löblich und Meyen leiten den Band mit der Beantwortung dieser elementaren Fragen ein. Eine Erfolgsgeschichte zu schreiben, wäre im vorliegenden Fall recht und billig – immerhin habe sich das Institut „vom Aschenbrödel zu einer der strahlenden Schönheiten“ (S. 9) der Münchner Universität gewandelt, zu einem ihrer „Leuchttürme“ (s. Klappentext). Da jedoch die Fortsetzung dieser Erfolgsgeschichte angesichts der mitunter brachial anmutenden Brüche in der Wissenschaftspolitik und der Hochschulentwicklung ungewiss scheint, wurde der Band an

der „Durchgangsstation“ (S. 10) 80. Gründungsjubiläum konzipiert.

Im ersten Abschnitt des Buches geht es um die drei Lehrstuhlinhaber Karl d’Ester (er stand dem Institut nach einstweiliger Suspendierung bis 1952 vor), Hanns Braun (1954-1962) und danach Otto B. Roegele. Die drei Beiträge zu Karl d’Ester behandeln Spezialaspekte: Rudolf Stöber fragt nach dem Wert, den d’Esters Dissertation über „Das Zeitungswesen in Westfalen von den ersten Anfängen bis zum Jahre 1813“ für den Pressehistoriker von heute hat. Michael Meyen untersucht am Beispiel der ersten zeitungswissenschaftlichen Dissertationen das Image des Faches in der Philosophischen Fakultät und das Verhältnis d’Esters zu seinen Professorenkollegen. Erik Koenen und Thomas Lietz thematisieren das Schicksal und vor allem die Forschungsarbeiten von Helmut Fischer („Die ältesten Zeitungen und ihre Verleger“ von 1936), der 1935 d’Esters erster Assistent wurde, das Institut aber schon 1936 wieder verlassen musste. Maria Löblich finalisiert den ersten Abschnitt mit einer Betrachtung der Personalentwicklungen nach 1945: Sie analysierte das Berufungsverfahren Brauns und kann dabei deutlich machen, in welcher prekären Lage sich die Zeitungswissenschaft Anfang der 50er Jahre befand und warum ein Theaterwissenschaftler und Journalist wie Hanns Braun zum Segen für das Institut werden konnte. Am Beispiel von Brauns Nachfolger Otto B. Roegele geht Löblich danach dem Zusammenhang zwischen Wertorientierungen (Menschen- und Gesellschaftsbild) und wissenschaftlichen Ergebnissen nach.

Der Grundlegung und Entwicklung einer genuinen „Münchener Schule“ der Zeitungs- bzw. Kommunikationswissenschaft spüren Karl-Ursus Marhenke und Wolfgang Eichhorn im zweiten Abschnitt nach. Eichhorn beschäftigt sich mit diesem Theoriegebäude („Vermittlung sozialer Kommunikation“) und Marhenke mit den erkenntnistheoretischen Grundlagen von Otto Groth („Die unerkannte Kulturmacht“), der „zum Institut eine lose und zu Heinz Starkulla eine enge Bindung“ (S. 16) hatte und der von der „Münchener Schule“ bis heute als Gewährsmann genannt wird.

Die ersten beiden Abschnitte zeichnen sich dadurch aus, dass autobiographische Zeugnisse der ersten drei Lehrstuhlinhaber mit vorhandenen Betrachtungen und neuen Analysen verbunden und nun auf eine breitere Ebene gestellt werden, die Interdependenz der Trias Struktur-Ideen-Personen stets mitbedenkend.

Im vierten Abschnitt, der von einem umfangreichen Literaturapparat zu Fach- und Institutsge-

schichte sowie einem Personenregister und Abkürzungsverzeichnis gefolgt wird, geht es schließlich um das Studieren und die Studienbedingungen am Institut. Hier manifestiert sich Instituts-geschichte „von unten“: Markus Behmer zeichnet die Folgen der 68er-Unruhen für ein Institut nach, das nicht nur durch den katholischen Publi-zisten Roegele einen Angriffspunkt für protestie-rende StudentInnen bot, sondern schon allein dadurch, dass sich die Räume im Amerika-Haus befanden. Er betrachtet damit jene Zeit, in der das Institut das erste „befreite“ Institut der Ludwig-Maximilians-Universität war – was den damals beteiligten Institutsangehörigen noch heute leb-haft in Erinnerung ist (s. weiter unten). Christoph Hage zeichnet die Geschichte des Hauses anhand seiner Gebäude nach: „Hörsaal, Keller und Bestat-tungsfirma“ mussten in der 80-jährigen Geschie-hte als Räumlichkeiten der Kommunikationswis-senschaft dienen. Das Institutsgeschehen im Spie-gel der Studentenzeitschriften betrachten Barbara Höfler und Manuel Megnin: *Von den Erstlingen* bis zum *Communicator analog* spannt sich die Geschichte der „Hauszeitschriften“. Abgeschlos-sen wird dieser Abschnitt von Maria Löblich und einer dem Überblick äußerst dienlichen Chronik des Instituts.

Das Herzstück des Bandes bildet zweifellos der dritte Abschnitt: eine autobiographische Betrachtung der Institutsgeschichte. Die Herausgeber luden (ehemalige und aktive) ProfessorInnen sowie „Mittelbauer“ zu einer „**Introspektive**“ (was im gegebenen Fall noch besser als „intro-spektive Retrospektive“ gewertet werden kann; zur Auswahl der Gesprächspartner siehe S. 17-19). Gleich einem wichtigen „Vorbild“ – dem *Publizistik-Sonderheft* 1/1997 mit dem Thema *Kommunikationswissenschaft-autobiographisch* (hg. von Arnulf Kutsch und Horst Pöttker) – wird das Fach aus einer wissenschaftssoziologischen Per-spektive betrachtet. Der epistemologische Anspruch kommt somit keineswegs in einer Hul-digung der Honoratioren zum Erliegen, sondern erlaubt im Gegenteil einen ganzheitlichen Blick auf das Fach, eine Innensicht des Münchner Insti-tuts, wie es sich unmittelbar über handelnde Per-sonen darstellt(e). Ein erwähnenswerter Nebenef-ekt ist, dass die hier versammelten Aussagen und Einschätzungen zu Personalentscheidungen oder historischen Ereignissen selbst Beteiligten neue, bisher unbekannte Zusammenhänge offenbaren. Die Ideengestalt wird somit über die Beiträge in den ersten beiden Abschnitten als auch über den autobiographischen Abschnitt erarbeitet. Dieser repräsentiert mithin auch die wichtige Ebene der

Sozialgestalt. Dass mittelbar über die Interview-Fragen auch eine mögliche Zukunft des Fachs resp. des Instituts *prospektiv* erarbeitet wurde, stellt einen Mehrwert dieses Abschnitts dar, der den Band endgültig auf die Ebene der fachge-schichtlich bedeutsamen Werke hievt – zumal ein Gutteil der Münchener Professorenschaft im Ver-lauf der acht Dekaden namhafte Figuren inner-halb der (deutschsprachigen) Kommunikations-wissenschaft waren/sind.

Obgleich sich die Herausgeber für das „Baustein-prinzip“ (S. 16) entschieden und zugleich Anlei-hen beim Journalismus nahmen, wurde hier kei-neswegs „journalistisch“ vorgegangen. Wenn-gleich Interviews als genuin journalistische Dar-stellungsform gelten, erlaubt gerade die Zahl der in diesem Band in angenehm lesbarer Form abge-druckten Gespräche und die damit verbundene Breite der Rückschau eine wissenschaftliche Les-art, die die Vergangenheiten des Münchener Insti-tuts nachvollziehbar werden lassen. Die (natur-gemäß in Leitfaden-Interviews entstehenden) Redundanzen tragen überdies dazu bei, das Bild der Schulenburg zu verdichten und den Wer-degang des Faches auch anhand der Eindrücke und Einschätzungen von Personen nachzeichnen zu können. Diese autobiographischen Interviews stellen somit lebendige Fachgeschichte dar – man wünschte sich ähnliches für alle vergleichbaren, sprich: traditionsreichen, schulengebenden Insti-tute des Fachs.

Das an den richtigen Stellen illustrierte – und ins-gesamt sehr schön ausgestattete – Buch macht sich in jeder kommunikationswissenschaftlichen Bibliothek gut. Vor allem aufgrund seines beina-h singulären Daseins: Der Sammelband stellt nicht bloß Stückwerk dar, sondern repräsentiert essen-tielle Bausteine einer Institutsgeschichte, die zusam-men mit anderen derartigen Institutsgeschichten zu einer Fachgeschichte zusammengefügt werden könnte und so eher zu einer Klärung des komm-unikationswissenschaftlichen Selbstverständnisses und der Schulenburg in dieser jungen Diszi-plin beitragen würde als viele bereits erfolgte Ver-suche der Abgrenzung und Eingrenzung von Erkenntnisgegenstand, Formalobjekt oder diszi-plinärer Zuständigkeit. Diese „Festschrift“ ist Teil einer Disziplingeschichte, wie sie vorbildlicher nicht sein könnte. Um mit einem ehemaligen „Münchener“ (Wolfgang R. Langenbucher) zu sprechen (in Abwandlung eines Zitats aus *medien & zeit* 3/1987): Mithilfe solcher Bausteine könn-te Fachgeschichte „endlich geschrieben werden“.

Bernd Semrad

NEUERSCHEINUNG



Die Spirale des Schweigens.

Zum Umgang mit der nationalsozialistischen Zeitungswissenschaft.

Der Band will erhellen, wie nach 1945 mit dem Erbe der NS-Zeitungswissenschaft in Deutschland und Österreich umgegangen wurde. Wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen verdeckten Jahrzehnte des Schweigens folgenreich personale und inhaltliche Kontinuitäten, verhinderten die Remigration vertriebener ForscherInnen und behinderten die Modernisierung des Faches. Das noch junge Fach wurde durch die NS-Herrschaft in seiner vielfältigen Entwicklung jäh gebrochen, ab 1933 zunächst zu einer politischen Führungswissenschaft degradiert, danach zur Kriegswissenschaft. Willfähige Vollstrecker, junge Aufsteiger, angepasste Mitläufer und still Duldende benötigte dieses System.

Noch immer zeigen sich weiße Flecken in der Erkundung der „braunen“ Vergangenheit. Renommierete AutorInnen aus Deutschland, der Schweiz und Österreich stellen sich in diesem Buch brennenden Fragen nach Wurzeln der heutigen Kommunikationswissenschaft.

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

ZN: 02Z033628 M

medien & zeit

A-1180 Wien, Postfach 442

P.b.b.,
Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien